This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

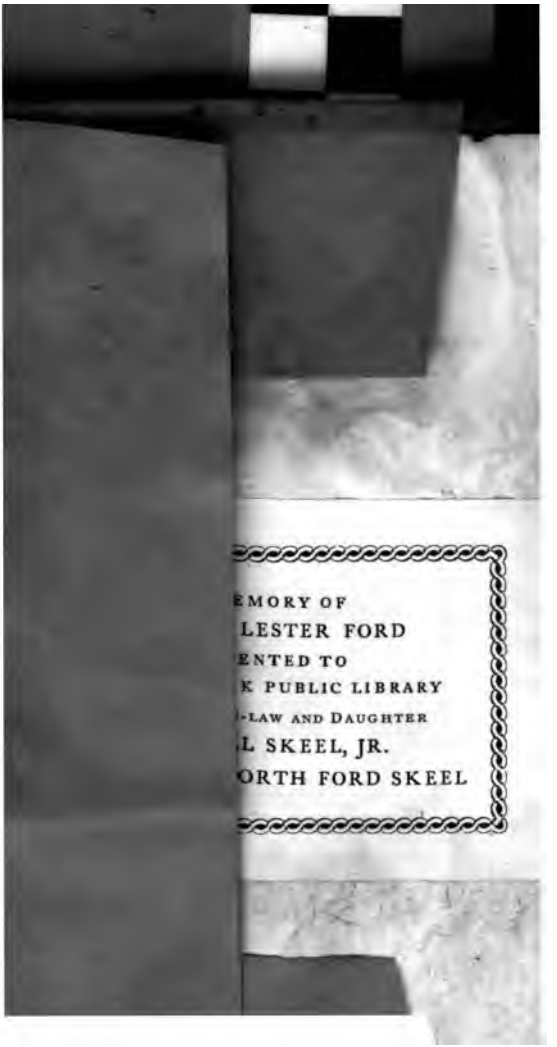
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

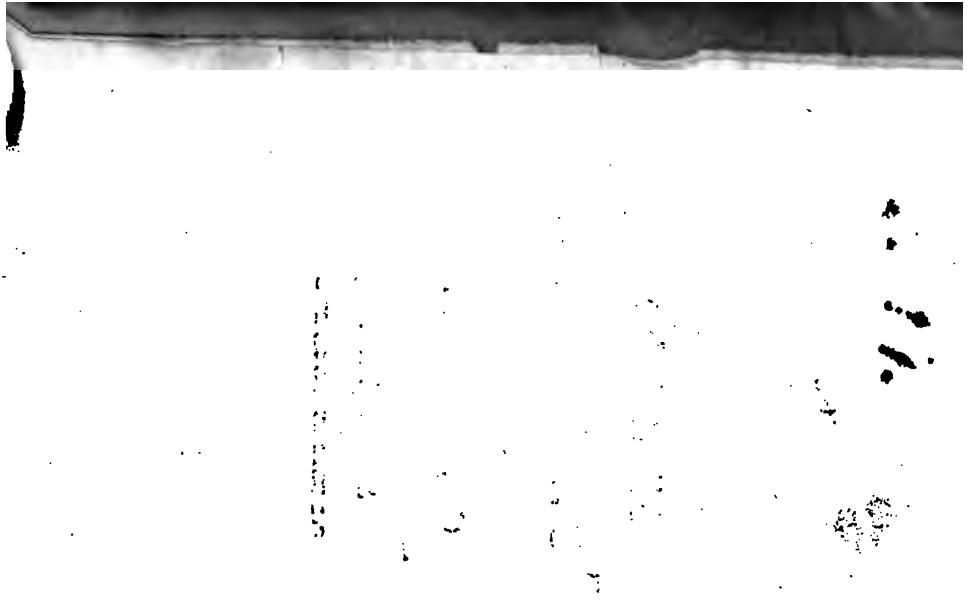
3 3433 00104656 8


EMORY OF
LESTER FORD
ENTED TO
K PUBLIC LIBRARY
-LAW AND DAUGHTER
L SKEEL, JR.
ORTH FORD SKEEL

Sämtliche Schriften

Herrn
G. W. Rabeners.

Sechster Theil.



Gottl. Wilh. Rabeners

Satiren.

Mit Kupfern.

Sechster Theil.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

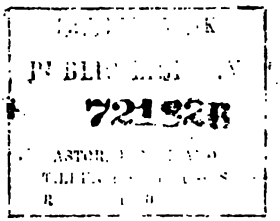
Bern, 1776.
Verlegts Beat Ludwig Walthard,
und zu finden
in Amsterdam
bey Johannes Schreuder.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
721928
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Vorbericht

zum vierten Theil der deutſchen Ausgabe.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner ſatiriſchen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, ſind zum Theil Urſache geweſen, daß ich mich ſeit drey Jahren eines Verſprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publicum, doch wenigſtens mein Verleger fleißig genug erinnert hat. Aber in der That iſt mein Amt nur zum Theil Urſache an dieſem Aufſchube geweſen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meiſten Autoren iſt der Beyfall der Leſer die ſtärkſte Reizung, daß ſie muthig, und viel ſchreiben. Darf ich es wohl geſtehen, daß eben dieſer Beyfall die wichtigſte Urſache iſt, warum ich ſeit drey Jahren mich nicht habe entſchlieſſen können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die erſten


PUBLIC LIBRARY
721928B
ASTOR

Vorbericht

zum vierten Theil der deutſchen Ausgabe.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner ſatiriſchen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, ſind zum Theil Urſache geweſen, daß ich mich ſeit drey Jahren eines Verſprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publicum, doch wenigſtens mein Verleger fleißig genug erinnert hat. Aber in der That iſt mein Amt nur zum Theil Urſache an dieſem Aufſchube geweſen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meiſten Autoren iſt der Beyfall der Leſer die ſtärkſte Reizung, daß ſie muthig, und viel ſchreiben. Darf ich es wohl geſtehen, daß eben dieſer Beyfall die wichtigſte Urſache iſt, warum ich ſeit drey Jahren mich nicht habe entſchlieſſen können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die erſten

drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutschland ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leser zu finden. Man ist endlich, auf meine ungeheuchelten Vorstellungen, so billig gewesen, an mehreren Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satire und einem Pasquille sey; daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen selbst lächerlich zu machen; daß man als Satirenschreiber spotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund seyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leser ist noch weiter gegangen. Man hat die Fehler in verschiedenen Ausarbeitungen übersehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einsicht haben mir diese Fehler verzieben, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten. Wie viel Ursache hatte ich, darüber vergnügt zu seyn! Andere Männer, die zwar auch Einsicht genug besassen, aber nur meine Freunde nicht seyn wollten, haben ganz davon geschwiegen. Konnte ich mir wohl etwas mehr wünschen? Und dennoch sind alle diese vortheilhaften Umstände die wahre Ursache, daß ich itzo, so ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz schüchtern unter das Publicum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachsicht meiner Leser

schul-

ſchuldig! Wie viel Urſache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anſtößig ſeyn kann, um dieſe verzeihende Nachſicht nicht zu verlieren! Wie ſorgfältig muß ich alle meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf ſicher zu ſtellen, der mir, bey meinen menſchenfreundlichen Geſinnungen, gewiß der empfindlichſte ſeyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler überſehen; vielleicht in der Hofnung, ich würde mich beſſern. Und habe ich mich nicht gebeſſert, wer wird mich wider dieſe ſtrenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geſchäfte und Jahre machen einen Satirenſchreiber ernſthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der größte Theil ſeiner Leſer wünſchet. Iſt nicht ſchon das Urſache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir ſo unendlich ſchätzbar iſt? Ich habe hier ganz verwaiſt von meinen kritiſchen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich ſonſt nicht eine Zeile wagte. Sie ſind zerſtreut, ſie ſind weit von mir weg zerſtreut; dieſe Freunde, deren ehrliches Herz, und deren reifer Witz mir unvergeßlich ſeyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Ariſtarchen iſt in Leipzig; und auch dieſer Eine iſt ſchon zu weit von mir entfernt. Und wie ſoll

ich mir die freundſchaftlichen Briefe derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbſt, in Braunſchweig, in Quedlinburg, ſeit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt ſind? die in Zürich und Bern entfernt leben? .... Und was ſage ich von unſerm Vater Hagedorn, der mich ſo oft geleitet hat, und deſſen Andenken auch dieſe Thräne noch heilig ſey! .... Wäre nicht dieſer Mangel meiner Freunde und meiner Führer Urſache genug, ein Vorhaben zu unterlaſſen, welches mir ſchon damals ſchwer genug ward, da ich es unter ihrem Beyſtande wagte, und welches ich itzo wagen ſoll, da ich von ihrem Beyſtande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einem Gelübde, das ich vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich ſo prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieſes iſt der vierte, aber gewiſs auch der letzte Theil meiner ſatiriſchen Schriften. *Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger iſt, als er ſonſt den meiſten Schriftſtellern zu ſeyn pflegt, daß ich dergleichen ſatiriſche Schriften weder unter meinem, noch unter einem verſtellten Namen, weder in monatlichen,*

noch

noch in fliegenden Blättern, weiter bekannt machen werde.

Diesen Vorsatz rechtfertigen, wenn anders meine Leser verlangen sollten, daß ich ihn rechtfertige; diesen Vorsatz, sage ich, rechtfertigen schon die Ursachen genug, die ich oben angeführt habe. Ein ernsthafteres Alter; Geschäfte, die täglich gehäuft werden; der Verlust der besten Freunde; eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir vor drey Jahren war; Leser, die noch immer gewohnt sind zu lachen, so lange sie über andere lachen, und welche unversöhnlich wüthen, so bald sie glauben, ihr eigenes Gesicht im Spiegel zu sehen; der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind; die tückische Bosheit derer jenigen, welche sich getroffen finden, und schweigen, und welche doch hämisch im Namen derer jenigen seufzen, die gewiß nicht gemeint, und gewiß nicht getroffen sind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zuerst sucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich seyn muß;

alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.

Ueberhaupt iſt wohl Deutſchland das Land nicht, in welchem eine billige und beſſernde Satire es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher ſie gewohnt iſt, die Laſter, oder die Thorheiten der Menſchen zu ſtrafen. Es giebt Städte in Deutſchland, in denen man nur beſchäftigt iſt, Reichthümer zu ſammeln, und in denen man kein Laſter weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dörfen, ihren feiſten Bürgern zu ſagen, daß ſie laſterhaft ſind, weil ſie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß ſie Thoren ſind, weil ſie auf ihren erwucherten Reichthum ſtolz ſeyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutſchland, wo man unter dem prächtigſten Aufwande ſeine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen ſeine innerliche Unruhe zu verbergen ſucht, wo man ſeinen Freund küßt, und umarmt, um ihn nieder zu werfen, wo man über alle Sachen mit einem entſcheidenden Tone urtheilet, um ſeine Unwiſſenheit nicht zu verrathen, wo man ein pöbelhaftes Pasquill mit lautem Beyfalle annimmt, und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trift, und wo man im Gegentheile eine lob-

rende

rende Satire für ein gefährliches Pasquill hält, weil ſie auf hundert Perſonen paſſen kann, und weil dieſe hundert Perſonen vielleicht noch fühlen, daß ſie Thoren ſind, aber zugleich auch denjenigen verabſcheuen, der ſie an ihre Thorheit erinnert. Und was ſoll ich von denen Städten ſagen, welche ein Sitz der ſchönen Wiſſenſchaften ſind, und wo es ein öffentlicher Beruf iſt, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht iſt hier die Satire an der Hand ihrer Schweſter, der Moral, beliebt und ſicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Urſache, ſich vor der Satire zu fürchten. Gemeiniglich ſind ſie die erſten, die ſie verdammen; es müßte denn eine Satire aus dem Horaz ſeyn, welcher ſie unmöglich gemeint haben kann.

Vielleicht iſt ein Patriot mit dem ſehr unzufrieden, was ich hier von den meiſten Städten meines Vaterlandes ſage. Er wird glauben, daß man eben dieſes von den Städten aller Länder ſagen könne. Es kann ſeyn: Aber deſto ſchlimmer für die Satire; deſto allgemeiner iſt die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieſer Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau *und* Moliere *waren, deren Satire ihr König liebte und ſchützte? Es iſt nur ein*

London, wo auch nicht einmal der gröſste Miſsbrauch die Billigkeit der Satire verdächtig macht, wo kein Laſter ſo vornehm iſt, daſs es ſich nicht vor ihrer Geiſſel ſcheuen müſſe. Nur ein London iſt, wo ein lebender Zuſchauer *täglich unter einer Menge von zwanzig tauſend Leſern unerkannt herum gehen, und unbemerkt den Beyfall einſammeln kann, den ſeine Satire verdient. In Deutſchland mag ich es nicht wagen, einem Dorfſchulmeiſter diejenigen Wahrheiten zu ſagen, die in London ein Lord-Erzbiſchof anhören, und ſchweigen, oder ſich beſſern muſs.*

Je mehr ich allen dieſen Urſachen nachdenke; je ernſtlicher wird mein Vorſatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verſpreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leſer dieſes, daſs ſie mich künftig mit etwas weniger Zuverſicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geſchehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatſchriften, oder für den verborgenen Verfaſſer fliegender Blätter ausgeben.

Ich muſs befürchten, daſs dieſes Gelübde vielen von meinen Leſern verdächtig ſeyn werde. Man weiſs aus der Erfahrung, daſs beynahe kein Geſchöpf ſo meineidig iſt, als ein

Poet,

Poet, welcher die Verſe verſchwört. Sollte ein Satirenſchreiber mehr Gewiſſen haben? Ich will mich in dieſe Vergleichung nicht einlaſſen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorſatze zu zweifeln: ſo will ich eine wohlbedächtige Einſchränkung beyſetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen ſatiriſche Schriften, weder unter meinem, noch fremdem Namen bekannt machen; aber ich werde vielleicht noch verſchiedene Abhandlungen von dieſer Art ſchreiben. Ich werde ſie der Kritik einiger von meinen Freunden, und meinem verſchwiegenen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, ſoll das unparteyiſche Publicum zum Richter darüber geſetzt werden.

Ich finde bey dieſem Entſchluſſe hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satirenſchreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme ſeiner Werke Zeuge iſt. Da ich mir, vom Anfange an, das Geſetz gegeben, keinen Menſchen durch meine Satiren zu beleidigen, ſondern ſie ſo allgemein zu machen, daß es einem billigen Leſer unmöglich fallen ſollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde ſeyn könnte; ſo hatte ich mir ein Geſetz gegeben, welches mir unendliche

London, wo auch nicht einmal der gröſste Miſsbrauch die Billigkeit der Satire verdächtig macht, wo kein Laſter ſo vornehm iſt, daſs es ſich nicht vor ihrer Geiſſel ſcheuen müſſe. Nur ein London iſt, wo ein lehrender Zuſchauer *täglich unter einer Menge von zwanzig tauſend Leſern unerkannt herum gehen, und unbemerkt den Beyfall einſammeln kann, den ſeine Satire verdient. In Deutſchland mag ich es nicht wagen, einem Dorfſchulmeiſter diejenigen Wahrheiten zu ſagen, die in London ein Lord-Erzbiſchof anhören, und ſchweigen, oder ſich beſſern muſs.*

Je mehr ich allen dieſen Urſachen nachdenke; je ernſtlicher wird mein Vorſatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verſpreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leſer dieſes, daſs ſie mich künftig mit etwas weniger Zuverſicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geſchehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatſchriften, oder für den verborgenen Verfaſſer fliegender Blätter ausgeben.

Ich muſs befürchten, daſs dieſes Gelübde vielen von meinen Leſern verdächtig ſeyn werde. Man weiſs aus der Erfahrung, daſs beynahe kein Geſchöpf ſo meineidig iſt, als ein

Poet,

Poet, welcher die Verſe verſchwört. Sollte ein Satirenſchreiber mehr Gewiſſen haben? Ich will mich in dieſe Vergleichung nicht einlaſſen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorſatze zu zweifeln: ſo will ich eine wohlbedächtige Einſchränkung beyſetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen ſatiriſche Schriften, weder unter meinem, noch fremdem Namen bekannt machen; aber ich werde vielleicht noch verſchiedene Abhandlungen von dieſer Art ſchreiben. Ich werde ſie der Kritik einiger von meinen Freunden, und meinem verſchwiegenen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, ſoll das unparteyiſche Publicum zum Richter darüber geſetzt werden.

Ich finde bey dieſem Entſchluſſe hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satirenſchreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme ſeiner Werke Zeuge iſt. Da ich mir, vom Anfange an, das Geſetz gegeben, keinen Menſchen durch meine Satiren zu beleidigen, ſondern ſie ſo allgemein zu machen, daß es einem billigen Leſer unmöglich fallen ſollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde ſeyn könnte; ſo hatte ich mir ein Geſetz gegeben, welches mir unendliche

ich das Persönliche der Characterе bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den groſsten Vortheil, daſs meine Satire auch von dieſer Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umſtände nicht ganz vermeiden, welche ſo flüchtig und veränderlich ſind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigner Scholiaſt werde? In dieſem Falle werden ſelbſt meine Anmerkungen Satiren auf meine Mitbürger, wenn ich genöthiget bin, der Vergeſſenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere ſolche Kleinigkeiten zu entreiſſen, worauf ſie doch itzt ſo ſtolz ſind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth beſteht.

Ein anderer Einwurf ſollte vielleicht für mich noch wichtiger ſeyn. Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leſer nicht hören! Es iſt wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften ſind durch die gütige Aufnahme der Kenner und anderer ſo glücklich geweſen, daſs ich mich, wenn ich mich ſo ſtolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leſer gewiſſer maſſen ſchon geſättiget habe. Dieſer Beyfall verdient von mir die erkenntlichſte Achtung

*) Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneca iſt in ſeiner *Praefatione L. V. Contro-*

tung seines Geschmack, und des Vergnügen meiner künftigen Leser. Ich besitze gewiß Eigenliebe genug, dieses Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen: je vortheilhafter alsdenn für mein Andenken ein so unparteyisches Lob ist, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satiren ein zu freudiges Gewissen, und zu der fortdaurenden Billigkeit meiner Leser ein zu großes Vertrauen, als daß ich hiebey einen Vorwurf befürchten sollte, der mir bey einer Stelle des Seneca eingefallen ist. Labienus, *ein Mann, der seinen republikanischen Haß, und die bittersten Leidenschaften unter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte; welcher seine Schmähungen wider die Großen in Rom satirischen Witz, und persönliche Beleidigungen historische Wahrheiten nannte; welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten die Unwissenheit, der Aberglaube, und die dumme Bosheit so unglücklich gemißbraucht haben *); dieser Labienus las*

Controversiarum sehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erste Exempel, wo

las einmal eine von ihm ge[illegible]tſchichte öffentlich vor, überſchlug aber einen groſſen Theil davon, und ſagte: Das, was ich hier überſchlage, ſoll man erſt nach meinem Tode leſen! *Seneca kann ſich nicht enthalten, hiebey auszurufen:* Wie verwegen muſs der Innhalt dieſer Stelle geweſen ſeyn, daſs auch ſo gar Labienus ſich geſcheuet hat, ſie bekannt zu machen **)! *Meine Leſer werden ſich des ungeheuchelten Bekenntniſſes noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Miſsbrauche der Satire ablegte, da ich den erſten Schritt that mit ihnen bekannt zu werden* ***). *Ich zeigte damals, daſs die vornehmſte Pflicht eines Satirenſchreibers ſey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anſtändigſten Ehrfurcht*

zu

wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er ſich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht beſinnen haben, die Livius im neun und zwanzigſten Capitel des vierzigſten Buchs anführt. Seneca freuet ſich, daſs dieſe Grauſamkeit erſt zu der Zeit erfunden worden, da es ſchon weniger groſſe Geiſter gegeben habe. Ich will ſeine eigenen Worte hier anführen; ſie ſind ſehr prophetiſch: *In hunc (Labienum) primum excogitata eſt noua poena: effectum eſt enim per inimicos, vt omnes ejus libri incenderentur. Res noua et inſueta, ſupplicia de ſtudiis ſumi. Bono hercle publico iſta in poenas ingeniosa crudelitas poſt Ciceronem inuenta eſt. Quid enim*

zu reden, [illegible] er alles ſorgfältig vermeiden müſſe, was ſeine Mitbürger, oder den Wohlſtand nur auf einige Art beleidigen könne; mit einem Worte, daß er ein rechtſchaffener Mann ſeyn müſſe. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satiren nach dieſen Grundſätzen zu handeln; und meine Leſer ſind, ſo viel ich weiß, allemal ſo gerecht geweſen, zu geſtehen, daß ich dieſe beiligen Pflichten erfüllt habe. Ich werde ſie weiter erfüllen. Ich werde unermüdet arbeiten, der Satire dasjenige ehrwürdige Anſehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unverſöhnlichen Feindinn der ungeſitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich ſo lange Zeit ſtreitig gemacht worden iſt, ſo lange ein jeder bos-

enim futurum fuit, ſi ingenium Ciceronis triumuiris libuiſſet proſcribere? &c. &c. Facem ſtudiis ſubdere et in monumenta diſciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia ſaeuitia eſt! Diis melius, quod eo ſeculo iſta ingeniorum ſupplicia coeperunt, qui et ingenia deſierunt &c.

**) *Memini aliquando, cum recitaret hiſtoriam, magnam partem conuoluiſſe et dixiſſe*: Haec, quae tranſeo, poſt mortem meam legentur. *Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit!* M. Annaeus Seneca Lib. V. Controuerſiarum *in Praefatione.*

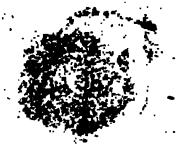
***) S. den Vorbericht zum erſten Theile dieſer ſatiriſchen Schriften.

boshafter Pasquillant behaupten, daß dieselbe Satiren. Durch diese Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leser auch für diesen vierten Theil; ja, ich hoffe so gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satiren zu erlangen, die ich, erst nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlassen mich entschlossen habe.

Dresden, den 20. April,
1755.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Antons



Antons Panſa von Mancha

Abhandlung

von

Sprüchwörtern,

wie ſolche

zu verſtehen, und zu gebrauchen ſind;

Dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung ans Licht geſtellt.

Antons Panſa von Mancha

Zueignungsſchrift

an des

groſsen Sancho Panſa

groſsen Eſel.

Un-

Da
will,
ten

Zueignungsſchrift.

Verewigter Eſel.

Deine eignen Verdienſte, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panſa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daſs ich dieſen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorſetze. Ich nahe mich alſo Dir mit der ehrfurchtsvollen Verbeugung, mit welcher ſich ein verlaſſener Autor ſeinem Mäcenaten naht, und lege dieſe Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Anſehen, in welchem Dein Name bey allen ge-

sitteten Völkern ist, wird diese Abhandlungen der sicherste Schutz seyn, und durch Deinen Namen, unsterblicher Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurück fallen.

Dieses würde genug seyn, gegen Dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, dass ich alles gesagt habe, was ein Client in einer Zueignungsschrift seinem Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von Demuth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber Du wirst mir hochgeneigt erlauben, mein Esel, dass ich diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige, welche so viel Einsicht, wie Du, nicht haben, und doch Kunstrichter seyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Esel, der Du in den Tagen des weisen Sancho grau geworden bist, wo man Verdienste auch an Eseln verehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten zu unsrer Schande verändert! Man verehrt --- aber nicht Verdienste, man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit einer reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdienste nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, als sieben Weise. Ich finde also nöthig, einige Einwürfe zu beant-

beantworten, welche mir wider meine Zueignungsschrift gemacht werden können. Dieses wird mich ganz natürlich auf Deine eignen Verdienste führen. Ich will zeigen, wie groſs Du gewesen bist; und wenn ich dieses zeigen will, so darf ich die Welt nur an Deine Thaten erinnern. Wie leicht ist es, Verdienste zu loben, wenn man sie schon findet, und nicht erst erdichten darf! Ein Vorzug, den Du vor vielen Menschen hast, welche Dich nur als Esel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, ist die gründlichste Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, so bald sie diese Zueignungsschrift erblicken. Einen Esel zum Mäcenat! werden sie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwann der erste, der dieses thut? Oder vermisst ihr nur an meinem Mäcenat die menschliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht so ungerecht, zu glauben, daſs mein Esel dieser Zueignungsschrift unwürdig sey, weil ihr ihn für dumm haltet: Ihr werdet selbst euern Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu seyn!

Aber wird der Eſel die Zueignungsſchrift leſen? Und noch mehr, wird er das Buch verſtehn, das du ihm zueigneſt? Aber, meine Herren, iſt denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein ſpaniſcher Eſel iſt, und ich freylich nur ein deutſcher Autor bin. Allein, iſt es denn ſo ſchlechterdings nöthig, daſs ein Mäcenat die Schriften lieſt, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten leſen eure Schriften, und noch mehr, wie viel ſind im Stande, ſie zu verſtehn? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Mutterſprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländiſchen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaſst habt, zu überreichen, von denen ſie doch vielleicht nicht einmal die Buchſtaben kennen. Genug; ſie ſehen ihr Bildniſs, oder ihr Wapen, ſie ſehen den prächtigen Band des Buchs, ſie ſehen ein gekrümmtes Geſchöpf murmelnd zu ihren Füſsen kriechen, und hieraus ſchlieſsen ſie, daſs dieſes Geſchöpf ein Autor iſt, daſs unter ihrem Bildniſſe, oder Wapen, eine Zueignungsſchrift ſtehen wird, und daſs ſie ein Mäcenat ſind. Sehen ſie alſo nicht alles, was der Autor will, daſs ſie ſehen ſollen, und iſt es erſt

nöthig,

nöthig, daß sie die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehn müssen.

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. Wirst du von deinem Esel für die Zueignungsschrift nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können? Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch, und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpasst; allein, bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euern Helden lächerlich, und die Zueignungsschriften überhaupt verächtlich. Ihr wisst es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar ausen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat so spärlich zumisst, weil er, wie Augusst, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Grus, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich auf eine Beförde-

rung mir Rechnung machen. Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsſchriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpreſſen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daſs ihr mit einem trotzigen: *Vôtre Serviteur*! ſich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der ſie beſſer zu brauchen weiſs. Aber ich will auch einräumen, daſs euer Mäcenat einer von den Groſsmüthigen iſt, welche alle Menſchen glücklich zu machen wünſchen; wird er deſswegen auch im Stande ſeyn, es zu thun, oder wenigſtens es ſo zu thun, wie ihr es hoft? Und iſt er auch ſo gefällig, daſs er ſich bey ſeinem Range neue Verdienſte und Hochachtung durch ſeine Freundlichkeit zu erwerben ſucht; ſo wird er euch zwar in den gnädigſten Ausdrücken das Vergnügen verſichern, das er hat, euch zu dienen; allein ſeine Geſchäfte, und der Anlauf ſo vieler eurer Collegen, werden machen, daſs er euch vergiſst, da ihr keine Verdienſte weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich alſo durch meine Zueignungsſchrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt? Die-

Dieses [illegible] berühmter Esel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind; so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, grösser Esel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Clienten zu verewigen sucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu wiederholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt,

und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unſrer Zueignungsſchriften ſind Satiren auf die Mäcenaten unſrer Zeit. Die Verfaſſer quälen ſich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daſs ihr niederträchtiger Wucherer ein groſsmüthiger Verſorger der Verlaſſenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beſchützer der Muſen, daſs er gerecht ſey, da doch das halbe Land unter ſeinen Räubereyen entkräftet ſeufzet. Aber Du, glücklicher Grauſchimmel, Du biſt von allen dieſen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyeſt Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des groſsen Sancho Panſsa groſsen Eſel nenne, ſo bald verſteht mich die ganze Welt, und weiſs es, daſs ich den ehrwürdigen Eſel meine, welcher ſo viele Tugenden der Menſchen, und keines von ihren Laſtern gehabt.

Es iſt bekannt, und ſelbſt der berühmte Cid Hamet Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beſchnittner Mohr, und Du ein chriſtlicher Eſel warſt, daſs die weiſen Sprüche des erleuchteten Sancho mit ſo viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daſs Du der tiefſinnigſte Eſel deiner Zeit geweſen. Ein groſser Beweis Deiner Fähigkeit

war

war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Grosen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahr und länger in Osuna zu den Füsen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanca war eifersüchtig auf Dich! Aber Deine Bescheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf; aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertrifft, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist. Ich kenne Deutsche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unsrer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man

noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bey unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daſs viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, Dich würdeſt geſchämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm geſtiegen ſeyn! Und dennoch biſt Du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäſsigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieſs, der ſein Brod durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeacht ſeines Lorbers, unter Dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daſs Du jemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roſsinante, und ſeine demüthigende Strafe viel zu Deiner

ner Mäfsigung bey. Die Welt weifs die traurige Geschichte von den Stutten aus Gallicien*. Rosinante war ein lehrender Beweis, dafs Alter nicht vor Thorheit hilft. Er sah die Stutten, und vergafs sich. Benengely macht zu seiner, und vielleicht auch zu vieler Menschen Entschuldigung die lehrreiche Anmerkung, dafs kein Hengst so alt sey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eseltreiber von Jangois dachten nicht so billig. Die Strafe folgte der Wollust auf dem Fufse nach. Rosinante empfand es, und als eine neue Züchtigung seiner alten Jugendsünden mufste er die Demüthigung ausstehen, dafs der tapfere Quixot sich auf Dich, tugendhaften Esel, setzte, und er, der stolze Rosinante, an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ist dasjenige Kleinod, welches auch die für das kostbarste halten, die niemals grofsmüthig genug sind, andern in der Noth beyzuspringen. Wie sehr beschämest Du, freundschaftlicher Esel, alle diese unempfindlichen Seelen! So gar Rosinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertest Du. Deine

*) Don Quixots Geschichte B. 3. C. 15.

Aber wird der Eſel die Zueignungsſchrift leſen? Und noch mehr, wird er das Buch verſtehn, das du ihm zueigneſt? Aber, meine Herren, iſt denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein ſpaniſcher Eſel iſt, und ich freylich nur ein deutſcher Autor bin. Allein, iſt es denn ſo ſchlechterdings nöthig, daſs ein Mäcenat die Schriften lieſt, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten leſen eure Schriften, und noch mehr, wie viel ſind im Stande, ſie zu verſtehn? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Mutterſprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländiſchen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaſst habt, zu überreichen, von denen ſie doch vielleicht nicht einmal die Buchſtaben kennen. Genug; ſie ſehen ihr Bildniſs, oder ihr Wapen, ſie ſehen den prächtigen Band des Buchs, ſie ſehen ein gekrümmtes Geſchöpf murmelnd zu ihren Füſsen kriechen, und hieraus ſchlieſsen ſie, daſs dieſes Geſchöpf ein Autor iſt, daſs unter ihrem Bildniſſe, oder Wapen, eine Zueignungsſchrift ſtehen wird, und daſs ſie ein Mäcenat ſind. Sehen ſie alſo nicht alles, was der Autor will, daſs ſie ſehen ſollen, und iſt es erſt

nöthig

nöthig, daß die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehn müssen.

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. Wirst du von deinem Esel für die Zueignungsschrift nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können? Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch, und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpasst; allein, bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euern Helden lächerlich, und die Zueignungsschriften überhaupt verächtlich. Ihr wisst es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar ausen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat so spärlich zumisst, weil er, wie August, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Grus, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich auf eine Beförde-

rung mir Rechnung machen. Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsſchriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpreſſen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daſs ihr mit einem trotzigen: *Vôtre Serviteur*! ſich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der ſie beſſer zu brauchen weiſs. Aber ich will auch einräumen, daſs euer Mäcenat einer von den Groſsmüthigen iſt, welche alle Menſchen glücklich zu machen wünſchen; wird er deſswegen auch im Stande ſeyn, es zu thun, oder wenigſtens es ſo zu thun, wie ihr es hoft? Und iſt er auch ſo gefällig, daſs er ſich bey ſeinem Range neue Verdienſte und Hochachtung durch ſeine Freundlichkeit zu erwerben ſucht; ſo wird er euch zwar in den gnädigſten Ausdrücken das Vergnügen verſichern, das er hat, euch zu dienen; allein ſeine Geſchäfte, und der Anlauf ſo vieler eurer Collegen, werden machen, daſs er euch vergiſst, da ihr keine Verdienſte weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich alſo durch meine Zueignungsſchrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt? Die-

Dieses sind berühmter Esel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind; so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, grosser Esel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Clienten zu verewigen sucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu wiederholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt,

und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satiren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, dafs ihr niederträchtiger Wucherer ein grofsmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, dafs er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher Graufschimmel, Du bist von allen diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des grofsen Sancho Pansa grofsen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weifs es, dafs ich den ehrwürdigen Esel meine, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, dafs die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, dafs Du der tiefsinnigste Esel deiner Zeit gewesen. Ein grofser Beweis Deiner Fähigkeit

war

war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Grosen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahr und länger in Osuna zu den Füsen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanca war eifersüchtig auf Dich! Aber Deine Bescheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf; aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertrifft, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist. Ich kenne Deutsche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unsrer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man

noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bey unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daſs viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, Dich würdeſt geſchämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm geſtiegen ſeyn! Und dennoch biſt Du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäſsigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieſs, der ſein Brod durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeacht ſeines Lorbers, unter Dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daſs Du jemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roſsinante, und ſeine demüthigende Strafe viel zu Deiner

ner Mäfsigung bey. Die Welt weifs die traurige Geschichte von den Stutten aus Galicien*. Rofsinante war ein lehrender Beweis, dafs Alter nicht vor Thorheit hilft. Er fah die Stutten, und vergafs fich. Benengely macht zu feiner, und vielleicht auch zu vieler Menfchen Entfchuldigung die lehrreiche Anmerkung, dafs kein Hengft fo alt fey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Efeltreiber von Jangois dachten nicht fo billig. Die Strafe folgte der Wolluft auf dem Fufse nach. Rofsinante empfand es, und als eine neue Züchtigung feiner alten Jugendfünden mufste er die Demüthigung ausftehen, dafs der tapfere Quixot fich auf Dich, tugendhaften Efel, fetzte, und er, der ftolze Rofsinante, an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ift dasjenige Kleinod, welches auch die für das koftbarfte halten, die niemals grofsmüthig genug find, andern in der Noth beyzufpringen. Wie fehr befchämeft Du, freundfchaftlicher Efel, alle diefe unempfindlichen Seelen! So gar Rofsinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauerteft Du. Deine

*) Don Quixots Geschichte B. 3. C. 15.

noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bey unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daſs viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, Dich würdeſt geſchämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm geſtiegen ſeyn! Und dennoch biſt Du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäſsigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieſs, der ſein Brod durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeacht ſeines Lorbers, unter Dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daſs Du jemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr menſchlich iſt. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roſsinante, und ſeine demüthigende Strafe viel zu Deiner

ner Mäſsigung bey. Die Welt weiſs die traurige Geſchichte von den Stutten aus Gallicien*. Roſsinante war ein lehrender Beweis, daſs Alter nicht vor Thorheit hilft. Er ſah die Stutten, und vergaſs ſich. Benengely macht zu ſeiner, und vielleicht auch zu vieler Menſchen Entſchuldigung die lehrreiche Anmerkung, daſs kein Hengſt ſo alt ſey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eſeltreiber von Jangois dachten nicht ſo billig. Die Strafe folgte der Wolluſt auf dem Fuſse nach. Roſsinante empfand es, und als eine neue Züchtigung ſeiner alten Jugendſünden muſste er die Demüthigung ausſtehen, daſs der tapfere Quixot ſich auf Dich, tugendhaften Eſel, ſetzte, und er, der ſtolze Roſsinante, an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth iſt dasjenige Kleinod, welches auch die für das koſtbarſte halten, die niemals groſsmüthig genug ſind, andern in der Noth beyzuſpringen. Wie ſehr beſchämeſt Du, freundſchaftlicher Eſel, alle dieſe unempfindlichen Seelen! So gar Roſsinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauerteſt Du. Deine

*) Don Quixots Geſchichte B. 3. C. 15.

Schritte waren noch langsamer, als die Schritte eines gelassenen Esels von Natur sind; Du wolltest dem Unglücklichen Zeit lassen, nachzukommen. Ein Mensch würde sich diese Demüthigung seines Nächsten zu Nutze gemacht, und mit einer stolzen Grausamkeit noch mehr zu seiner Kränkung beygetragen haben; aber so ungerecht dachtest Du nicht; denn Du warest des weisen Sancho liebreicher Esel. Wie trostlos hiengest Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulassung des Himmels und Don Quixots geprellt ward *); Er sah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchsten flog, so war Deine freundschaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigste Stärkung.

Die Gelassenheit ist überhaupt eine Familientugend der Esel; bey Dir aber hatte sie einen weit rühmlichern Ursprung: denn Du warest mit Ueberlegung gelassen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galerensclaven **) hieltest Du standhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho, und Rosinante lagen um Dich herum. Nur Dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht stürzen, noch zur Unge-

duld

*) B. 3. C. 17. **) B. 4. C. 21.

duld bewegen. Quixot seufzete nach seiner Dulcinee, Sancho nach seinem Mantel, Rossinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir sagt der Geschichtschreiber, dass Du gelassen unter Deinen Freunden gestanden, und mitleidig die Ohren geschüttelt habest.

Bey dieser Deiner Mässigkeit, Deiner geselligen Freundschaft, Deiner Gelassenheit; konntest Du wohl bey allen diesen Tugenden des geringsten Neides fähig seyn? Nichts weniger! Dein Bezeugen gegen die Esel der Domherren von Toledo ist hievon der stärkste Beweis *). Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren natürlicher Weise seyn müssen; welche ihr Futter bey der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müssig verzehrten, da Du bey den mühsamsten Abentheuern immer Hunger leiden mussteſt; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da Deine ganze Decke in einem schlechten Reutküssen bestand; welche muthwillig um Dich herum scherzten, wie Esel vom Stande zu scherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Layenesel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, die Esel der Domherren waren

*) B. 4. C. 43.

mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämest Du, genügsamer Esel, welche das Glück der Grossen und Reichen beneiden, und, da sie zu unmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen, oder durch Beschuldigungen zu bereden, dass selbige dieses Glückes ganz unwürdig wären!

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Pansa so unverwerfliche Proben seines grossen Geistes abgeleget, als bey Regierung der Insel Barataria *; aber eben dieser Zeitpunct ist derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzet hat, das eine Reihe von spätern Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du wareſt der Bruder und vertrauteſte Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man muſste Dich, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt **. Cid Hamet weiſs von Dir und Deinem Sancho bey dieser Gelegenheit nichts schmeichelhafters zu sagen, als dass

*) B. 7. C. 45. **) B. 7. C. 47.

dafs Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, Dich, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich von Herzen über den glücklichen Zustand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdann warst Du noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu misbrauchen? Beydes hast Du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, dafs während der Statthalterschaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho, von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den grofsmüthigen Schlufs fafste, auf Dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu misbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat,

hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als demselben genaht; das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des erleuchteten Panssa gefunden hat.

Vielleicht hattest Du diesen jählingen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gestehet Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu*. Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst, und tugendhaft, ohne aufserordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey diesem wichtigen Schritte, welche vorsichtig und erfahren genug zu seyn glauben! Aber ihr Herz ist so tugendhaft nicht, als das Deine war; und eben darum kann sie weder Vorsicht, noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bey ihrem

*) B. 5. C. 2.

ihrem hohen Glücke schwindlicht werden und niederstürzen, wenn sie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; ist es wohl Wunder, dass ein Theil Deiner guten Eigenschaften auch bis auf Deine späten Nachkommen fortgepflanzet worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiss, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen denen Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzustammen! Ungeachtet sie Dich zu ihrem Anherrn haben; so ist doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch Deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andere Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben; aber freylich nicht von so gutem Hause, und nicht von so edler Geburt sind, als sie. Im übrigen wissen die Einwohner zu Mancha diesen Vorzug an ihnen billig zu schätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich vereh-

verehren ſie das Andenken ſeines Grauſchimmels noch bis auf dieſe Stunde ſo unverbrüchlich, daſs ſie ſein Geſchlechtsregiſter mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roſstäuſcher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelſten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieſes wird genug ſeyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerſter Eſel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Urſache angegeben, woher ich Dir ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen ſo wichtigen Theil unſrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und treueſter Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgeſtanden haſt. Die wenigen Proben, die ich aus der Geſchichte von Deinen groſsen Eigenſchaften und bewährten Tugenden angeführet habe, ſind, wo ich mich nicht ganz irre, unwiderſprechliche Beweiſe, daſs Du wohl verdienſt, mein Mäcenat zu ſeyn. O du Spiegel und Blume der vortrefflichſten Eſel! Wie rühmlich iſt für mich dieſe meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken haſt; Deine tugendhafte Mäſsigung

gung und exemplariſche Sittſamkeit, welche Dir ſo eigen, und bey uns Menſchen nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit iſt; Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn, und Deine Freunde überhaupt; Deine ſtoiſche Gelaſſenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die ſeltne Tugend der Zufriedenheit, und die ſchwere Kunſt, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wiſſen, mit gelaſsnen Augen, ohne miſsgünſtige Empfindungen, anzuſehen; die politiſche Vorſicht, ſich mit dem ungewiſſen Glücke ſeines mächtigen Freundes nicht allzugenau zu verbinden, und die praktiſche Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haſs des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters ſeyn zu können; alles dieſes ſind Vorzüge, welche Du, tugendbelobter Eſel, vor allen Eſeln und vor vielen Mäcenaten haſt.

Mit einem Worte: Der Fleiſs iſt des Glücks Vater; das Glück dreht ſich geſchwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart ſchläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längſten; hoch macht ſchwindlich; wer aufs Gold ſieht, dem vergeht das Geſichte; was hilft das Laufen, wenn

man

man nicht auf dem Wege ist; süsse getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zulezt die Wölfe; wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldne Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, versengt sich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heisst seinen Nachbar einen Esel - - - - - Aber Gott versteht mich! sagte Vater Pansa.

Ich küsse Ew. Eseley den Huf.

J - -
in Westphalen.

Anton Pansa von Mancha.

Abhand-

Abhandlung
von
Sprüchwörtern.

Antons Panſa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *.

Es iſt vor einigen Wochen eine Schrift an unſern Verleger geſendet worden, welche den Titel führt: Antons Panſa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie ſolche zu verſtehn und zu gebrauchen ſind; dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung, ans Licht geſtellt.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfaſſer ſeine Abſichten und die Einrichtung des Werks ſelbſt. Es iſt dieſes Schreiben völlig in der Sprache abgefaſst, welche der

*) Das nachſtehende Sprüchwort: *Wem Gott ein Amt giebt &c.* iſt mit dieſem Vorberichte im Jännermonate des tauſend ſieben hundert und funfzigſten Jahres in die *vermiſchten Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes*, als ein Verſuch eingerückt, und im Jahre tauſend ſieben hundert und acht und vierzig gefertigt worden.

den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlaſſenen Autors verräth. Der letzte Umſtand geht unſern Verleger an, und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von ſeinen Voraltern und von ſeinen eignen Umſtänden einſtreut, verdienen angemerkt zu werden. Es ſind nützliche Anecdoten zur Lebensbeſchreibung des unſterblichen Don Quixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfaſſer erzählt uns, daſs der berühmte Stallmeiſter Sancho Panſa von Mancha ſein Urältervater geweſen ſey. Da er nach dem Tode ſeines Ritters der witzigſte und weiſeſte Kopf in ganz Mancha geweſen; ſo habe er ſich durch eben dieſen Witz und ſeine weiſen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier, und den Geiſtlichen des Orts überſehen zu können, und deſswegen habe er ſich lieber in der Geſellſchafft ſeines Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, als daſs er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſollen. Dieſes ſey der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen. Der Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daſs Herr Sancho kein alter Chriſt ſey, und kein Schweinfleiſch eſſe.

Die

Die Inquiſition ſey aufmerkſam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden, daſs er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, als die alten Chriſten ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt gewesen. Der rechtſchaffene Sancho ſey alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe ſeine ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers Aeltervater, welcher ſich durch ſeine hohen Gemüthsgaben ſchon bis zur Würde des unterſten Schulzens im Flecken Mancha empor geſchwungen gehabt, habe ſich entſchloſſen, lieber ſeinem Vaterlande, als ſeinem angebohrnen Verſtande zu entſagen. Er ſey mit einem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haſs des Geiſtlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder ſey er den Händen der Inquiſition entronnen, und in die Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Hier giebt der Herr Verfaſſer noch viele Nachrichten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig ſind. Wir können mit ſeiner Erlaubniſs nicht unerinnert laſſen, daſs

er bey dieſer Gelegenheit den Stolz ſeines Vaterlandes zu ſehr verräth. Er will behaupten, daſs die Niederländer ihren meiſten Witz ſeiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt dieſe lächerliche Einbildung ſo hoch, daſs er glaubt, verſchiedene ihrer gröſsten Kunſtrichter hätten die Geſchicklichkeit, andere mit ihren lateiniſchen Wahrheiten zu betäuben, blos der Erfindung ſeines Urältervaters zu danken; als dieſer, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunſt gelehrt, zu ſchreyen, wie ein Eſel *.

Die Umſtände, welche der Herr Verfaſſer endlich von ſeinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig ſeyn. Nur dieſes verdient angemerkt zu werden, daſs er ſich zu J . . . , einem Städtchen in Weſtphalen, aufhält, und bey einer mäſſigen Einnahme ſo lange ruhig leben und Bücher ſchreiben will, bis er ſeine Verbeſſerung findet.

Die drey letzten Seiten ſeines Schreibens beſtehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnſüchtigen

* S. Don Quixote 6 Buch 25 Cap.

tigen Vortheile, die Groſsmuth des Verlegers zu reizen ſucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfaſſer ausgeführt hat, ſind dieſe: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längſten. Kleider machen Leute. Gedanken ſind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Alte Liebe roſtet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Centner Schulwitz. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen; und andre mehr.

Der Verleger zweifelt, daſs dieſes Buch Beyfall finden werde, da man es auſserhalb Weſtphalen ſchwerlich verſtehen, am wenigſten aber das Feine davon einſehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beyden Artikel: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; und Kleider machen Leute, einen Verſuch abdrucken laſſen. Von der Aufnahme dieſes Auszugs wird das Schickſal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieſer, wider Vermuthen, Beyfall finden; ſo iſt er entſchloſſen, dieſe Abhandlung einer Sammlung andrer ſolcher Schriften vordrucken zu laſſen.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand.

Wenn irgends ein Sprüchwort iſt, deſſen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung beſtätigt wird; ſo iſt es dieſes, wenn man ſagt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfaſſung meines Vaterlandes kennen zu lernen, ſo getraue ich mir ſehr wohl zu behaupten, daſs wenigſtens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verſtand nicht eher erlangt haben, als bis ſie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil iſt, ich weiſs nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verſtande begabt geweſen. Ich ſage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muſs noch für diejenigen ein wenig Platz laſſen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar ſeit langer Zeit, noch bis dieſe Stunde aber nicht den geringſten Verſtand haben.

Ich finde von unſerm Sprüchworte verſchiedene Lesarten. Ein ſehr altes Manuſcript, welches, wie ich aus einigen Umſtänden vermuthe, zu Heinrich des Vogiers Zeiten geſchrieben worden, lieſt ausdrücklich: Wem

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verſtand; und dieſer Lesart habe ich mich bedienet. Die meiſten der neuern Schrifftſteller ſagen hingegen nur: Wem er ein Amt giebt &c. Beyde Lesarten haben ihren guten Grund, und beyde ſind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daſs Gott die Aemter gab; und daher läſst ſich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entſchuldigen. Itzt braucht man dieſe Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daſs man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derſelben beſchwerlich zu fallen. Dieſes mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einiger maaſsen zu ändern. Inzwiſchen muſs ich doch zum Ruhme unſrer Zeiten erinnern, daſs man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu ſuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit ſo zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man ſich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtſamen ſich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, ſo oft ich jemanden alſo reden höre, von dem ich

Theil von ihnen ſtund in einer ſo genauen Verbindung mit ihm, daſs ſie gewiſs an ſeinem Staupbeſen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeiſters Hochedlen am Galgen erſticken müſſen, wenn man dieſen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entriſſen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmannin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte ſeine Unſchuld dergeſtalt an den Tag, daſs er ſich mit Ehren von ſeinem Handel befreyt ſah. Der Frau Bürgermeiſterinn war der Hals ihres theuren Gemahls ſo lieb, daſs ſie vor Freuden nicht eher ruhete, bis dieſem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerſchaft anvertraut, und er ungeſäumt zum Stadtſchreiber erwählt wurde. Ein jeder ſeiner Vorgeſetzten glaubte, er ſey dieſen Dienſt ſich ſelbſt ſchuldig, weil ein jeder wünſchte, daſs man ſich bey dergleichen beſorglichen Fällen auf gleiche Weiſe ſeiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu ſeinem Dienſte gelanget iſt, das weiſs die ganze Stadt. Er hatte durch ſeine patriotiſchen Bemühungen es ſo weit gebracht, daſs ganze Dörfer wüſte, und eine anſehnliche Menge nichtswürdiger

Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, ſetzte ihn in den Stand, unverſchämter zu ſeyn, als ſein Vorfahr, welcher einfältig genug war, ſich einzubilden, daſs man es mit dem Landesherrn nicht redlich meinen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meine. Er ſtürzte dieſen gewiſsenhaften Tropf, und bemächtigte ſich ſeines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich iſt, als daſs man ſie tadeln ſollte.

Es ſind nicht mehr als zween Prieſter in unſrer Stadt. Der oberſte davon wäre vielleicht noch itzt Candidat, wenn er nicht die Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geiſtliches Amt anſuchten. Er meinte es aber mit ſeiner chriſtlichen Gemeine ſo gut, daſs er ſich den Capellan zu ſeinem Collegen ſelbſt auserſah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieſes lieben Mannes ihm vortheilhaft zu ſeyn ſchien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Paſtors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher ſehr viel daran lag, einen dummen Ehmann zu haben.

So gar bis auf den Küſter erſtrekt ſich in meinem Städtchen dieſe Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den beſten Brantwein brennt; ſo hat es der Kirchenvorſteher für billig gehalten, ihm das Küſteramt, und die Unterweiſung der Jugend anzuvertrauen.

Dieſe wenigen Exempel beweiſen ſchon genug, wie wunderbar oftmals die Wege ſind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausſchweifung würde überflüſſig ſeyn, wofern ich nicht verſichern könnte, daſs der Stadtſchreiber, der Amtmann und die Geiſtlichen in Geſellſchaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben ſoll.

Diejenigen, welche ſich dieſes Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand, auf eine ſo bequeme Art zu bedienen wiſſen, ſind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Läſterer anzuführen, welche uns vorwerfen, daſs in unſern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorſorge nur gar zu matt geworden, und faſt gänzlich abgekommen ſey. Ich freue mich, daſs ich hier eine Gelegenheit finde, das Chriſtenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle

Er-

Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beſte Advocat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt; oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen; oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daſs Gott, welcher nach ihrer Meinung ſo vielen Narren Aemter giebt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bey denenjenigen,

So gar bis auf den Küſter erſtrekt ſich in meinem Städtchen dieſe Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den beſten Brantwein brennt; ſo hat es der Kirchenvorſteher für billig gehalten, ihm das Küſteramt, und die Unterweiſung der Jugend anzuvertrauen.

Dieſe wenigen Exempel beweiſen ſchon genug, wie wunderbar oftmals die Wege ſind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausſchweifung würde überflüſſig ſeyn, wofern ich nicht verſichern könnte, daſs der Stadtſchreiber, der Amtmann und die Geiſtlichen in Geſellſchaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben ſoll.

Diejenigen, welche ſich dieſes Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand, auf eine ſo bequeme Art zu bedienen wiſſen, ſind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Läſterer anzuführen, welche uns vorwerfen, daſs in unſern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorſorge nur gar zu matt geworden, und faſt gänzlich abgekommen ſey. Ich freue mich, daſs ich hier eine Gelegenheit finde, das Chriſtenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle

Er-

Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beſte Advocat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt; oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen; oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daſs Gott, welcher nach ihrer Meinung ſo vielen Narren Aemter giebt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bey denenjenigen,

welche die Pflicht auf ſich haben, die Aemter zu beſetzen. Bey verſchiednen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſeyn; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bey der Beſetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daſs ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie können dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eignen Perſonen ein ſo erſtaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, ſo oft ſie ein Amt beſetzen müſſen.

Ich weiſs nicht, ob irgend ein Amt wichtiger iſt, als das Amt eines Seelſorgers. Die üble Beſetzung eines ſolchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommen-

menſchaft nach ſich ziehen. Wenigſtens würde ich ſehr unruhig ſeyn, wenn ich für die Beſetzung eines ſolchen Amtes ſorgen ſollte. Aber wie glücklich ſind nicht diejenigen, welche ſich darauf verlaſſen, daſs der Verſtand ſich ſchon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schickſal gehabt, einer Prieſterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daſs ihm ſein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, ſein Schäfer geſtorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh ſorgfältig wartete, die Kunſt verſtünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey ſeinem Amte ehrlich wäre; dieſen ausfindig zu machen, war freylich eine ſchwere Sache, die alle mögliche Behutſamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrloſung ausſtirbt: ſo iſt dieſes manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplariſches Leben, oder durch Unachtſamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomiſch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein

Landedelmann einen geſchickten Schäfer ausfindig gemacht, und in ſeine Dienſte genommen hatte. Er erzählte mir dieſes mit Freuden, und that dabey viele gute Wünſche für ſeine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müſſen ſie noch bey mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tauſend Spaſs mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, und die Art zu leben noch nicht recht weifs, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; ſo kann ich nicht läugnen, ich erſchrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erſtaunte, als ich einen groſsen ſchwarzgekleideten Körper auf die Kanzel ſteigen ſah. Sein Gang, ſeine Mine, ſeine Bewegung mit den Händen, ſeine Sprache ſelbſt war ſo pöbelmäſsig, daſs ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtſinnigen Scherze ſeinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeinde vorgeſtellt. Ich ſagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit ſolcher Heftigkeit über mich, daſs ihm der Bauch ſchütterte. Mein Reitknecht? ſagte er endlich. Zerreifs mich der Teufel! wenn es nicht mein Informator iſt! Er iſt

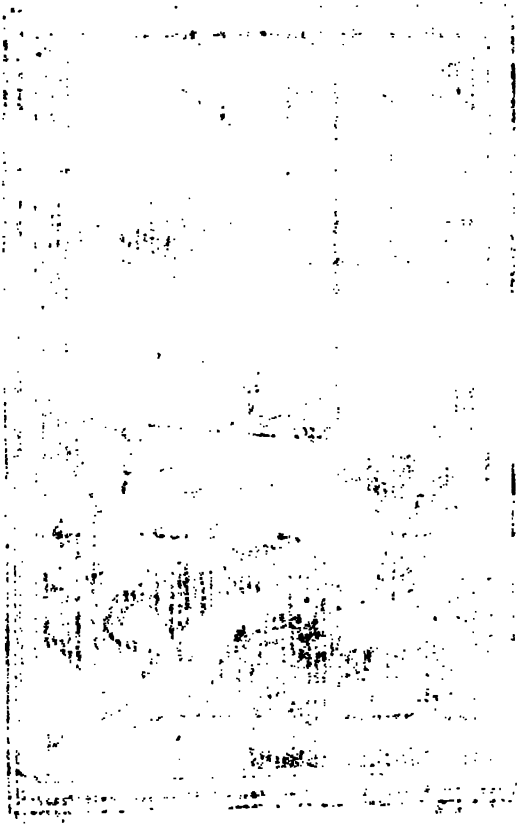
ein

ein Magiſter, und nicht ungeſchickt. Er will noch heuer ein Geſangbuch für mein Dorf zuſammen drucken laſſen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Er iſt ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortreflicher Charakter, dachte ich bey mir ſelbſt, und ſchwieg ganz beſchämt ſtill. Ich hörte ihm zu, weil ich ſonſt nichts zu hören hatte, und hielt bey ſeinem albernen Gewäſche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indeſſen ohne Eigenruhm zu behaupten, daſs dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Panſa, mit ſeinem Eſel geredet hat, weit vernünftiger geweſen iſt, als dieſes neuen Seelſorgers heilige Rede an ſeine Gemeinde war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloſs. So gleich ſtellte ſich unſer Seelenhirt auch ein, und das erſte Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunſche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daſs er ſagte: Komm er, komm er, Herr Magiſter, trink er das Glas Branntwein, es iſt ihm ſauer geworden; aber er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er ſich ab, das leide ich bey meiner Seele nicht! Und wenn er einmal auf mich ſchmält: ſo ſoll mich

der

der Donner erſchlagen, wenn ich ihn nicht über die Kanzel herunter werfen laſſe, daſs er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein groſses Glas aus. Wir ſetzten uns zu Tiſche; ich war dem ungeachtet ſehr kleinmüthig, und ſah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aſs wenig. Weiſs er denn, Herr Magiſter, ſagte der Edelmann, wofür ihn Herr Panſa angeſehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der ſchon halb trunkne Pfarrer aus. Die Diener des Herrn ſind den rohen Weltkindern immer ein Anſtoſs, und Herr Panſa hat noch ein ketzeriſches Blut in ſeinen Adern. Wäre er, wie ſeine Aeltern, verbrannt worden; ſo hätte unſere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über dieſen Unſinn, und war eben im Begriffe, ihm nach ſeiner Narrheit zu antworten, als unſer Wirth merkte, daſs ſich dieſer Auftritt mit Verdruſs endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglaſe, und brachte es ſeinem Pfarrer auf die Geſundheit aller hübſchen Mädchen zu, welcher redlich Beſcheid that; und auf dieſe Weiſe ward bis gegen den Abend fortgefahren.

J. H. Grim del. C. G. G. Sculp.



ren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu ſehen, daſs Ihro Gnaden nebſt dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tiſch ſanken, ohne daſs er ſelbſt auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er ſchon vor Tiſche war. Ich ſchlich mich fort, weil ich merkte, daſs er einen Religionsſtreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von ſeinem Pfarrer hielte. Ich halte ihn, ſagte ich, für einen Mann ohne Verſtand, ohne - - - Ach, ſagte er, was Verſtand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand! Er iſt mein Informator geweſen, ich habe ihm die Pfarre ſchon lange verſprochen, und um deſswillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verſpreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird ſchon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel! Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſah, daſs der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloſs, daſs er es mit ſeinen Bauern nicht ſo boshaft, als ich anfangs geglaubt, meinen müſste, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine

müthsruhe eben diejenige wahre Glückſeligkeit, die ein Maſtſchwein hat, welches um Weihnachten feiſt iſt, ohne daſs es den Sommer über für ſeine Maſtung geſorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beyſammen ſtehen ſehe: ſo kann ich, ohne die Liebe des Nächſten zu beleidigen, gewiſs glauben, daſs zween davon keinen Verſtand haben, und bey dem dritten iſt es noch vielmals ungewiſs. Unſre Aeltern ſind gemeiniglich gegen die Vorſorge des Himmels ſo erkenntlich, daſs ſie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringſten Vorwitz bezeugen, wenn es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verſtand ſo zu bilden, daſs er dereinſt zur Uebernehmung eines Amts, und zu deſſen würdiger Bekleidung fähig iſt. Es wäre dieſes unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben ſo, und dennoch haben die Kinder dieſer Väter Aemter bekommen, ohne daſs jemand die unbeſcheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob ſie auch Verſtand genug beſäſſen. Solche Kleinigkeiten geben ſich von ſich ſelbſt. Sie haben nunmehr Verſtand genug, und ſie haben zu viel Verſtand, als daſs ſie in dieſem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert ſeyn ſollten. Ja ſie machen

chen sich ein Gewiſſen daraus, und ſie, ſind deſswegen zu loben. Es iſt unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu ſtören, oder in ihrem Werke zu meiſtern. Sie haben wohlgeſtalte Kinder gezeugt, und die wenigſten male war es ihre Abſicht, ſie zu zeugen. Die Natur hat ſie ohne ihre Vorſorge ſo wohlgeſtalt hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmſte an den Menſchen, wenigſtens heut zu Tage, iſt: ſo überlaſſen ſie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verſtandes, als eines ſehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menſchen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er iſt noch in ſeiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deſswegen hat der gnädige Papa noch nicht ſo grauſam ſeyn, und ihn der Aufſicht der Franzöſinn entreiſſen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waſchen muſs. Er iſt ein vortreflicher Kenner von der Nätherey, und verſteht die Schattirung der bunten Naht beſſer, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch iſt ein Sudler gegen ihn. Er weiſs alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht ſelbſt die ſchmakhafteſten Speiſen, und unter der ganzen Armee iſt niemand, der die Paſteten ſo leckerhaft

backen

backen kann, als dieſer junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers, oder elenden Gemeinen; ſo würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniſs des Chriſtenthums, der nöthigſten Wiſſenſchaften, und der Welt angeführt, und durch beſtändige Arbeit zu ſeinen künftigen Dienſten abgehärtet haben. Aber ſo niederträchtig erzieht man den Sohn eines groſsen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande ſchont man dieſen theuern Körper; zu ſeiner Gemüthsergötzung läſst man ihn kochen, nähen und ſticken. Er iſt ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anſtrengen muſs; wenn es ihm nicht gehen ſoll, wie den jungen hitzigen Ochſen, welche ſich leicht verrücken, wenn man ſie zu jung einſpannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugeſehn, mit was für einer edlen Unverſchämtheit er nur ohnlängſt dem Kammermädchen in den Buſen griff, und ſie iſt vor Lachen bald auſſer ſich gekommen, als ihr die alte Franzöſinn, bey der dieſer zarte hoffnungsvolle Knabe beſtändig aus billiger Vorſorge im Bette liegen muſste, vor etlichen Wochen klagte, daſs er ſie des Nachts nicht mehr ruhig

ſchlafen lieſse. Der loſe Schelm! ſagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte ſie, daſs es Zeit wäre, ihn in die Welt zu laſſen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der erſten Gelegenheit wird dieſer allerliebſte Sohn eine Anzahl bärtiger und tapfrer Männer, die unter ihm ſtehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich ſpurte, wie ihm der Verſtand, der zu einem ſolchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteſte Muſquetier, er ſäuft wie ein Corporal, hat ſich ſchon zweymal mit dem Lieutenant geſchlagen, ſeinem Oberſten ſich einige mal widerſetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitreſſe hat er noch; doch wird er nächſtens für eine ſorgen, damit er ſeinem Herrn Vater in allem gleich werde. Iſt nicht dieſes alles ein Beweis, daſs der Verſtand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daſs, bey einer ſolchen Erziehung, derjenige mit ſo vieler anſcheinender Hoffnung für ſein Vaterland fechten ſollte, welcher, menſchlichem Anſehen

hen nach, nur geboren war, für ſein Vaterland zu kochen.

Wie glücklich muſs das Land ſeyn, in welchem ein Ueberfluſs von ſolchen Perſonen vorhanden iſt, bey denen man ungewiſs bleibt, ob ſie ſich beſſer vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm ſchicken!

Indeſſen muſs ich geſtehn, daſs nicht der Militärſtand allein ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; ſondern daſs wir durch dieſe weiſe Sorgloſigkeit unſerer Aeltern und Vorgeſetzten, und durch die natürliche ſich ſelbſt gelaſſene Dummheit des gröſsten Theils unſrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten ſehr nahe gekommen ſind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geſchicklichkeit und Verſtand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Meſſen ſehen laſſen wird. Ich bin verſchiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieſse, ſo vielen Dank ſchuldig, daſs ich mir ein Gewiſſen daraus mache, dieſe Abhandlung zu ſchlieſsen, ohne ſie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienſte um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus

Cajus iſt werth, daſs ich ihn zuerſt nenne. Seinen wahren Namen muſs ich verſchweigen, um ſeine Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächſtens im Anhange der Zeitungen nebſt einer genauen Beſchreibung ſeiner Perſon und Kleidung. Denn wenn er in ſeinem Vorhaben glücklich iſt, wie ſeine Anſtalten nicht anders vermuthen laſſen; ſo wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es ſind ihm landsherrſchaftliche Caſſen anvertraut. Ob er nun gleich weder ſchreiben noch rechnen kann; ſo kennt er doch das Geld ſehr gut, und iſt in ſeinem Amte ſo unermüdet, daſs er nirgends keine Reſte, auſſer in ſeiner Caſſe, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieſer wackre Mann verdient, iſt dieſe nicht die geringſte, daſs er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu ſeyn ſcheint. Als ein unſchuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er ſeinen innerlichen Beruf, und bediente ſich mit vieler Geſchicklichkeit einer Gelegenheit, ſeiner Mutter einen Theil ihres Geſchmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren ſeinem werthgeſchätzten Herrn

Vater die Caſſe erbrochen. Im ganzen Städtchen iſt keiner, der mit einer ſo witzigen Art die Schnupftücher aus der Taſche ziehen kann, als er thut. Dieſe Beſchäfftigungen haben ihm von Jugend auf nicht ſo viel Zeit gelaſſen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachſagen, daſs er itzo, da er zwanzig Jahr alt iſt, ſeinen Namen nicht zu ſchreiben weiſs, noch das geringſte von Rechnungsſachen verſteht. Dieſes hat ſeinen Papa ganz natürlicher Weiſe auf die Gedanken gebracht, daſs es ſehr wohl gethan ſeyn würde, ſich den lieben Sohn adjungiren zu laſſen. Und ich ſehe nicht die geringſte Schwierigkeit, welche dieſe väterliche Abſicht hindern ſollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; und da der Herr Vater ſo lange Zeit ſein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu ſeyn: ſo hoffe ich gewiſs, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher ſo dumm iſt, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einſicht, und iſt daher im Stande geweſen, ſich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche,

che, ſo viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigſtens ſo dumm geweſen ſind, als ſein Sohn, und noch itzo dem Verſtande eines Pachters nicht gleich kommen. Da ſich ſein Sohn zu gar nichts ſchickt; ſo hat er dem gnädigen Herrn ſein Anliegen erzählt, und beyde ſind einmüthig darauf gefallen, der Junge ſoll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater ſchmeichelt ſich, daſs ihm Gott gewiſs mit der Zeit eine Profeſſur, und ſodann wenigſtens ſo viel Verſtand geben werde, als, ſeiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfodert wird. In der That ſehe ich nicht, was ihn in ſeinem frommen Vertrauen ſtören ſollte.

Der Organiſt in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachſen iſt, reiche Weſten trägt, über alle Sachen ein entſcheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünſcht ſehr, ihn als Hofmeiſter bey einem Jungen von Adel zu ſehen. Er glaubt, daſs er alle Fähigkeiten beſitze, die dazu erfodert wer-

den, und ich glaube, daſs er in kurzem eine einträgliche Hofmeiſterſtelle bekommen wird. Es iſt wahr, daſs er von allem dem nichts verſteht, was ein junger Cavalier lernen ſoll. Er iſt auch niemals, ſo wenig, als itzo, im Stande geweſen, ſich ſelbſt zu regieren. Er iſt, wie ihm einige mürriſche Leute nachſagen, in ſeinen Ausſchweifungen niederträchtig, in ſeiner Wirthſchaft unordentlich, in ſeinen Urtheilen pöbelhaft. Was ſchadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reiſen gehen müſſen, wenn dieſe Eigenſchaften hinderten, ein Hofmeiſter zu ſeyn! Genug, er ſpielt l'Hombre; er kann die Kunſt, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küſſen; er iſt unverſchämt; und hat er gleich keinen Verſtand: ſo wird ſich das ſchon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer ſo ausgemachten Sache, als das Sprüchwort iſt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand, ſo lange aufgehalten habe; ſo will ich hier den Schlüſſel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daſs

daſs alle Leute von der Wahrheit dieſes Sprüchworts überzeugt ſind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeiſter an einem gewiſsen Hofe zu werden. Es ſind viele Vortheile bey dieſer Station, und mancher groſse Gelehrte verdient in ſeinem Leben ſo viel nicht bey aller ſauren Mühe mit ſeinem Kopfe, als ich ſodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füſſen verdienen könnte. Ich bin um deſswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es iſt wahr, es ſcheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeiſter erkohren hätte. Mein linker Fuſs iſt ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter iſt etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern ſchiele ich; die Arme ſind durch die engliſche Krankheit ſehr verwachſen, und weil ich einen Anſatz zur Waſſerſucht habe, ſo zweifle ich faſt, daſs ich ſolche hohe Capriolen werde machen können, als mein ſeliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwiſchen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht iſt, daſs Gott demjenigen Verſtand giebt, dem er ein Amt giebt; ſo iſt es eben ſo leicht zu hoffen, daſs er einem Krüppel

geſunde Gliedmaſsen geben wird, den er zum Tanzmeiſter machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebohrnen Narren ein verſtändiger Mann werden ſoll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; ſo würde doch das gemeine Weſen von einem gebrechlichen Tanzmeiſter bey weitem nicht ſo viel Schaden zu beſorgen haben, als es von einem Manne befürchten muſs, der zu einem öffentlichen Amte ungeſchickt, und bey deſſen Verwaltung ohne Verſtand iſt. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäſsigen Beruf. Ich werde ihn alſo wohl annehmen; und der geneigte Leſer wird künftige Meſſe das Vergnügen haben, eine ſyſtematiſche Abhandlung von den Regeln der Tanzkunſt von mir zu erhalten. Verſtehe ich gleich nicht das geringſte davon; ſo habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuverſicht zu verſprechen, mit welcher ſich ſo viele Schriftſteller ſchmeicheln, die ſich zum Bücherſchreiben ſo wenig ſchicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, iſt die Furcht vor dem Hofe. Es geſchieht zuweilen, daſs die vornehmſten Damen einen

wun-

wunderlichen Appetit haben, und mein ſcarroniſcher Körper ſtellt mich vor ihren verführeriſchen Liebkoſungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiſs mehr Exempel, daſs ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müſsen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in ſo gefährliche Umſtände verwickelt ſehen ſollte. Denn keuſch bin ich, wie meine Väter, und dieſe unzeitige Keuſchheit hat mich mehr, als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeiſter zu ſeyn, wäre gleichwohl eine hübſche Sache!

Kleider machen Leute.

In dieſen dreyen Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein

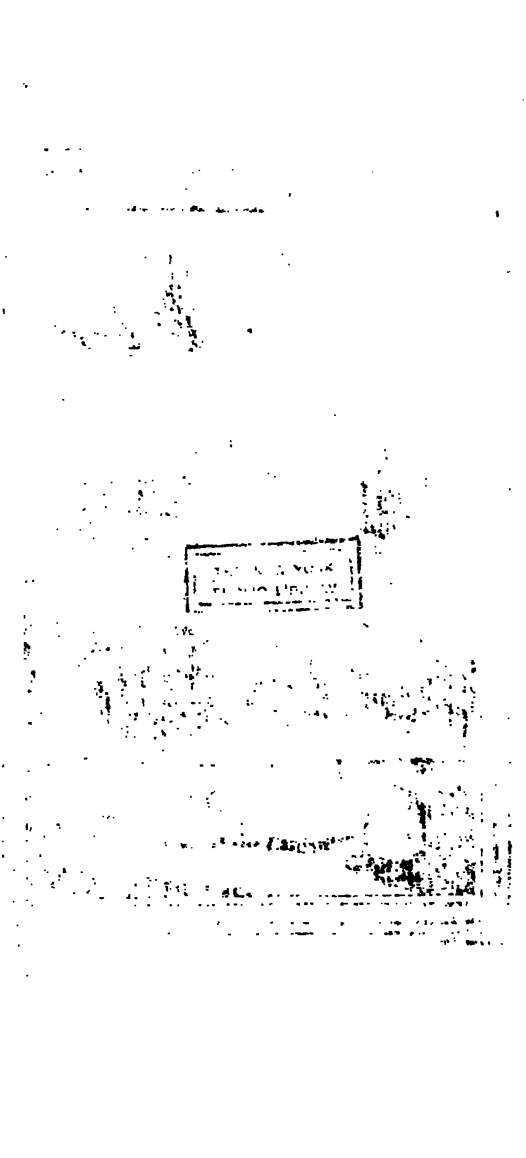
groſser Theil der Menſchen vergebens bemühet. Thoren ſind es, welche ſich und andern weiſs machen, daſs nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daſs nur die Tugend glückſelig, und uns zu wahrhaftig groſsen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſre Moraliſten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muſs er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daſs er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger maſsen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreyſsig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſol-

chen

chen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten male wagt. Er muss sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lackey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, dass er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! - - - Aber wäre es nicht möglich - - - Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettevisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann,

der Mann von groſſen Verdienſten, welcher ſich redlich, und mühſam nährt, ſeinem Fürſten treu dient, hundert Leute durch ſeinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängſtlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waiſen ſchützt, niemanden um das Seinige bringt; da ſteht der rechtſchaffene Patriot. Sein ſchlechter Anzug drückt alle Verdienſte nieder. Er ſchleicht ſich beſchämt zur Thüre, um ſich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man ſtöſst ihn mit Gewalt von derſelben weg, man reiſst beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beſchäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten ſich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer ſeines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaſelt kömmt, und den Schweiſs ſeines betrognen Gläubigers auf der Weſte trägt. Sein Kopf, ſo leerer iſt, wird bewundert, weil er gut friſirt iſt; ſein Geſchmack beſteht in der Kunſt, ſich artig zu bücken. Hätte er Verſtand, ſo würde er alle ſechzehn Ahnen beſchämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen,

ver-



verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äusserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein grosser Geist in ein schlechtes Kleid verkleckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen,

zen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider.

Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn eure Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Mine iſt mit einem male verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verlohren. Man führe ihn in die Loge, in eben diejenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalkhafte Baron geweſen. Er kömmt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut, und ungezwungen, als ſonſt. Man lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern ſich über die Unverſchämtheit dieſes gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun, und etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch

redet

redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren, und läſst ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausſtoſsen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erſcheint das erſtemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet ſeine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, deſſen Sittſamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauſchen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er ſetzt ſich mit Anſtand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieſer Herr ſeyn müſſe. Es kennt ihn keine. Sie laſſen ſich in ein Geſpräch mit ihm ein; er redet beſcheiden. Man beurtheilet die Oper; er beurtheilt ſie mit, und ſein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt; er lobt ſie mit Geſchmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsſachen, man findet ſeine Gedanken ſehr fein; man redet Böſes von den übrigen Logen, er ſchweigt, und auch ſein Stillſchweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält,

zen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider.

Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn eure Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Mine iſt mit einem male verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verlohren. Man führe ihn in die Loge, in eben diejenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalkhafte Baron geweſen. Er kömmt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut, und ungezwungen, als ſonſt. Man lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern ſich über die Unverſchämtheit dieſes gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun, und etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch

redet

redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse. Es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilet die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt; er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält,

hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu beſcheiden iſt, in einer fremden Geſellſchaft auf eine boshafte Art witzig zu ſeyn. Die Oper iſt zu Ende. Er hat die Gnade, ſeine Nachbarinn an die Kutſche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanſtändigkeit. Er darf die Hand küſſen, und Seine Excellenz wünſchen, indem ſie fortfahren, daſs der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückſelige Veränderung! Der Gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beſchämt am Camin ſtund, und allen Bedienten lächerlich war, iſt itzo die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft! Man erkennt ſeine Verdienſte; denn man ſieht ſeine prächtigen Kleider.

Da wir bloſs den Kleidern den entſcheidenden Werth unſerer Verdienſte zu danken haben; ſo ſcheue ich mich nicht zu geſtehen, daſs ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe, als meinen Schneider. Ich beſuche ſeine Werckſtatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugenden und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen, und theure Männer durch den Stich ſeiner Nadel aus dem Nichts hervor ſpringen;

ſo,

Grun delin. C.G.G. sculp.

ſo, wie das erſte Roſs an dem Ufer muthig hervor ſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreyzack in den Sand ſtach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden ſchuf. Er ſchnitt eben einen Domherrn zu, und war ſehr unzufrieden, daſs der Sammet nicht zureichen wollte, den Hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer ſeiner Geſellen arbeitete an einem geſtrengen Junker, welcher ſich von ſeinem Pachter zwey Quartale hatte vorſchieſſen laſſen, um ſeine Hochadelichen Verdienſte in der bevorſtehenden Meſſe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge angenehmer Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und ſeufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Weſens zu warten ſchienen. Unter der Bank ſtack ein groſser Pack ſchlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künſtler und andere niedere Geſchöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geſchickt genug waren, ſaſsen an der Thüre, und übten ſich an dem

dem Kleide eines Poeten. Ich ſtund bey dem Meiſter, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Geſellſchaft vornehmer und groſſer Männer bin. Mein Schneider iſt in dergleichen Fällen ſchon von mir ein ſolches ehrerbietiges Stillſchweigen gewohnt, daſs er mich nicht weiter um die Urſachen befragt. Er weiſs die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie iſt billig. Nur die Kleider ſind es, welche wir an den meiſten Groſsen verehren. Und weil uns der Körper, ſo in dieſen verdienſtvollen Kleidern ſteckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit ſcheint: ſo verbindet uns unſre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir dieſe Kleider ohne ihre zufälligen Körper ſehen.

So erhaben meine Gedanken ſind, wenn ich den erſtaunenden Wirkungen meines Schneiders in ſeiner Werkſtatt zuſehe: ſo kleinmüthig werde ich im Namen des gröſsten Theils meiner vornehmen Landsleute, ſo oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Dieſe iſt in Anſehung der Kleider eben das, was uns Menſchen die Begräbniſſe ſind. Hier

hört

hört aller Unterſchied auf. Oftmals ſehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs ſehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es iſt wohl eher geſchehen, daſs die Weſte eines Dorfſchulmeiſters über dem Sammetkleide ſeines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter iſt es, wenn dieſe prächtigen Kleider die Hochachtung der Menſchenmaſchine, die in ſelbigen geſteckt, überleben. Man hat mir einen reichgeſtickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der beſingungswürdige Gegenſtand vieler hungrigen Muſen geweſen; endlich aber doch vor der Unbeſcheidenheit ſeiner Gläubiger in dieſe Trödelbude flüchten müſſen.

Ehe ich dieſen Artikel ſchlieſse, muſs ich noch etwas erinnern. Ich bin ſo billig geweſen, und habe gewieſen, daſs Kleider Leute und Verdienſte machen; zur Vergeltung dieſer Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben ſo billig iſt.

Diejenigen, denen zum Troſte ich dieſes Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienſte weiter beſitzen, als welche ſie dem Anſehen ihrer Kleider zu danken haben, werden ſo gerecht

ſeyn,

ſeyn, und die Ehrenbezeugungen, welche dieſen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen ſie nichts an, und es iſt wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn ſie ſich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern ſchuldig. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daſs man dieſe meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meiſten geſchehen, fortführe, die Verdienſte ihrer Kleider ſich anzumaſsen: ſo werde ich und meine Freunde ſie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem ſolchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm ſagen, als das: *Mein Herr, ich habe die Gnade, ihre Weſte meiner unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich empfehle mich ihrem geſtickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienſte Ihres reichen Aufſchlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unſrer Stadt zum Beſten noch viele Jahre! u. ſ. w.*

N. S. In dieſem Augenblick erfahre ich etwas, von deme ich nichts weiſs, ob ich es wünſchen oder nicht wünſchen ſoll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdienſten ihrer Kleider ſo, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groſs thun, will ich dieſes

Gehei-

Geheimniſs im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorſchlag gethan, daſs der Handlung zum Beſten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „*Daſs niemand ein reiches oder ſeidenes Kleid anziehen ſolle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder ſolle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bey ſich tragen.*„ Was ſoll das für ein Lärm werden! und wie viel angeſehene Kleider werden vor unſern Augen verſchwinden! Der Vorſchlag iſt ſo vernünftig und billig, und der Handlung ſo zuträglich, als einer ſeyn kann; aber er iſt, wie mich dünkt, ein wenig zu grauſam. Sehr vieſe, gewiſs ſehr viele, welche weder Geld noch Verdienſte beſitzen, und ihr Anſehen bloſs auf Unkoſten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daſs man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was ſie vorzüglich, groſs, liebenswürdig, und anſehnlich gemacht hat. Was ſoll aus dieſen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in ----- und bey vornehmen Verſammlungen ſeyn!

Antons Panſsa von Mancha

Fortſetzung

ſeiner

Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht.*

Herr Anton Panſsa von Mancha iſt über die Nachricht ſehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem ſchlechten Vertriebe ſeiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient ſich des allgemeinen Rechts der Autoren, und ſpricht allen ſeinen Leſern ohne Barmherzigkeit den guten Geſchmack, und auf allen Fall auch den Verſtand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt iſt, daſs der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch iſt er ſo groſsmüthig, daſs er ſeinen Leſern Zeit zur Beſſerung laſſen, und es noch ein-

* *Ward in der Monatſchrift, in welche man dieſes Sprüchwort im Jahre 1750 zum Verſuche eingerückt, demſelben vorgedruckt.*

einmal verſuchen will, ob er ſie ganz verlohren geben, oder vielleicht noch hoffen ſoll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: Ehrlich währt am längſten, einzurücken. Er verſpricht ſich hiervon einen beſſern Erfolg, weil dieſes practiſcher ausgeführt ſey, als die erſten beyden Sprüchwörter. Fände wider alles Vermuthen auch dieſer Verſuch keinen Beyfall, ſo will er entweder ſeine Hand von dem verſtockten Publico ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in ſeinem ganzen Leben ſchreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet ſeyn ſoll, um ſeinen Verächtern und unwitzigen Leſern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geſchicklichkeit genug habe, ſich durch diejenigen Wege berühmt und unſterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geſchmacke, und die ſicherſten ſind, bey einem kleinen Verſtande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

721828

thigkeit, daſs ein Fremder nimmermehr darauf gefallen ſeyn würde, daſs dieſes Leute wären, welche nur ſo lange frey herumgiengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaubten.

Mitten unter den Geſprächen von verſchiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerutte Kaufmann ein Glas, und brachte die Geſundheit aus: Ehrlich währt am längſten! Ich erſchrack, weil ich glaubte, es ſey eine Satire auf die ganze Geſellſchaft. Noch gröſser aber war mein Erſtaunen, als ich ſah, daſs die ganze Geſellſchaft die Meſſer fallen lieſs, nach den Gläſern fuhr, und mit einmüthiger Stimme rief: Ehrlich währt am längſten! Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daſs ich bey dieſer Geſundheit ſtutzte, und mein Glas etwas langſamer austrunk, als ſie. Sie ſpotteten darüber, und fragten mich nach der Urſache meiner Unentſchlüſsigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu ſagen, weil ich weiſs, daſs niemand gefährlicher iſt, als ein Schelm, der ehrlich ſeyn will. Ich wandte daher vor, daſs ich bey mir ſelbſt nachgedacht hätte, wo dieſes Sprüchwort herkäme, und wie es gegründet wäre. Wiſſen ſie das nicht? rief der bankerutte Kauffmann: das will

ich

ich Ihnen ſagen. Alle Sachen, die man nicht ſehr braucht, währen am längſten; denn ſie werden am wenigſten abgenutzt. Dieſer Ladenwitz brachte unſern ganzen Tiſch in Bewegung, und die ehrliche Geſellſchaft konnte ſich kaum vor Lachen faſſen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, ſchwur der Regimentsquartiermeiſter, und lachte von friſchem ſo ſtark, daſs man kaum die Muſikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, ſchien damit nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern verlangte eine genauere Beſtimmung des Worts Ehrlich, nicht darum, wie er ſagte, als ob er nicht wüſste, was ehrlich wäre, ſondern weil er ſich in keinen Streit einlaſſen wollte, bevor ein jeder in der Geſellſchaft ſeine eigentliche Meynung davon geſagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortſtreit hinaus laufen möchte. Verba valent, ſicut numi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weiſs nicht, was hier zu Lande Mode iſt. Bey uns währt ehrlich am längſten, weil es eine Geſundheit iſt, und Geſundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daſs man pedantiſche Unterſuchungen darüber anſtellen wolle. So gar pedantiſch nicht, als

Sie meinen, verſetzte der Doctor. Das Wort Ehrlich wird in zweyerley Verſtande gebraucht: terminative, und applicative. Was Ehrlich terminative heiſst, das weiſs auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weiſs, ſo iſt er eben der Pöbel. Applicative ehrlich ſind diejenigen, welche eine Sache cum grano ſalis anſehen. Und da alles, was in der Welt iſt, dem Menſchen zum Beſten erſchaffen iſt; ſo iſt auch die Ehrlichkeit dem Menſchen zum Beſten gegeben. Sie iſt ein Mittel, zu unſerm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daſs ſie unſerm Zwecke zuwider iſt, ſo wäre es eine Thorheit, ſich ungeſchickter Mittel zu bedienen; und dieſe Thorheit begeht niemand, als der Pöbel, der nicht verſtehet, quid juris. Und das von Rechtswegen, rief der abgeſetzte Beamte, und ſuchte durch eine ernſthafte Amtsmiene ſeinem geſprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der ſeine Meinung noch nicht geſagt hatte. Man verlangte ſie von mir, und ich antwortete, daſs dieſe Geſundheit nichts mehr ſagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Geſellſchaften geweſen, wo dieſe Geſundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König

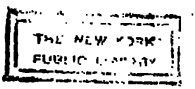
und

und das Land betrogen hätten. Das läſst ſich hören, meinten ſie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner kritiſchen Geſellſchaft in die Hände fiel, unterbrach unſere Wortforſchung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, ſuchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hauſe wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruſs über die verderbte Welt, doch mit ziemlichem Appetit, verzehrte. Ich erzählte ihm die Urſachen meines ſo ſpäten Beſuchs, über den er ſich zu wundern ſchien. Ich macute ihm eine Beſchreibung von meiner Geſellſchaft, und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

Da ſehn Sie es, ſagte er; nun werden Sie mir bald Recht geben. Sie ſind nur zufälliger Weiſe in eine Geſellſchaft von ſechs Perſonen gekommen, wo nicht ein ehrlicher Mann dabey geweſen, und wo der ehrlichſte verdient, in der Bütteley und nicht auf dieſem Saale zu eſſen. Habe ich nun wohl Unrecht, daſs ich alle Geſellſchaften ſo ſorgfältig meide? Wer

noch ein redliches Herz, und einen Tropfen patriotisches Blut in den Adern hat, der kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jammer nicht ansehen. Diese ganze Gesellschaft nährt sich von den erpressten Raubereyen unglückseliger Mitbürger, welche kaum Wasser und Brod zu der Zeit haben, da ihre Henker beym Weine und bey den niedlichsten Speisen über die Ehrlichkeit der unterdrückten Unschuld spotten. An den Pranger sollte man diese Nichtswürdigen stellen; aber nein, man verehrt sie noch, man schmeichelt ihnen, und jeder sucht seinen Antheil von ihrer gemachten Beute zu erhaschen. Man giebt ihnen Gelegenheit, ihre Bosheit noch höher zu treiben, man erhebt sie zu Ehrenämtern, und läßt dagegen andere in Kummer und Elend schmachten; redliche Männer, welche ihr Leben für ihr Vaterland aufopfern, ihren letzten Blutstropfen für den König und die Unterthanen mit Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch von dem Unrechte, das man mir bey meinen redlichsten Absichten angethan hat. Ich übersehe es mit Großmuth, und habe gelernt, mit meinen Umständen zufrieden zu seyn. Wie gesagt, ich rede nicht von mir, noch von meinen übel belohnten Verdiensten. Niemals aber kann ich gleichgültig bleiben, wenn ich höre, daß die Unschuld darbt, und die Verruchten sich blähen.


THE NEW YORK
PUBLIC

S. H. Grith inv. C. G. G. sculp.

Durchgehen ſie unſere Stadt itzo, da in der Meſſe Leute von allen Orten zuſammen kommen. Suchen ſie mir den redlichen Patrioten, den Mann, deßen gröſter Ruhm in der Ehrlichkeit beſteht, den Mann ohne Falſchheit. Suchen Sie ihn; aber übereilen Sie Sich nicht. Der geringſte Kramer, welcher ſein ganzes Vermögen auf dem Rücken herum trägt, iſt abgerichtet, den andern durch Freundlichkeit, durch Zureden, durch ungeſtümmes Bitten zu betrügen; und daß dieſer nur in Kleinigkeiten betrügt, davon hält ihn nicht ſein Gewißen, nein, ſein Unvermögen, ſeine Armuth hält ihn ab. Er geht niemals vor dem Laden eines groſſen Kaufmanns vorbey, ohne eiferſüchtig zu ſeyn, daß dieſer oder ſeine Aeltern ein größers Vermögen zuſammenbetrogen haben, als er jemals hoffen kann. Inzwiſchen thut er doch in ſeinem Herzen die Gelübde, ſich und ſeinen Kindern zum Beſten, ſo lange zu betrügen, bis er auch ein angeſehener Kaufmann werden kann. Kleine Schelme entſchuldige ich noch immer eher, als Schelme von Stande; dieſe ſchaden mehr, und werden ſeltner beſtraft. Noch dieſen Vormittag habe ich einen elenden Kerl in das Gefängniß führen ſehen, welcher aus Hunger, und, wie ich nachdem erfuhr, aus äuſſerſter Bedürfniß, worinnen er

Vorwürfen unſers eignen Gewiſſens bloß, und warum dieſes alles? Damit nach unſerm Tode, oder wohl gar noch bey unſerm Leben, die Welt ſagen möge: Das war ein Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe, mit was für Zufriedenheit würden unſere Tage vorbey fließen, wenn wir um nichts beſorgt wären, als den Namen eines ehrlichen Mannes, eines rechtſchaffenen Patrioten zu erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe, die Gefahr bey weitem nicht, welche erfodert wird, ein Betrüger zu heißen. Wir dürfen nur reden, wie wirs meinen, thun, was wir verſprechen, und andern diejenige Billigkeit widerfahren laſſen, die ein jeder von dem andern erwartet. Wir ſind überzeugt, daß wir uns nicht glücklich machen können, ohne die Beyhülfe unſers Mitbürgers. Wir ſind niederträchtig genug, ſolche mit den gröſten Schmeichelreyen zu verlangen. Wir verſprechen ihm dagegen alle Dienſtfertigkeit, alle Freundſchaft von unſrer Seite, und haben doch die Abſicht, ihn zu betrügen. Unſer Mitbürger denkt auch ſo. Er ſchmeichelt uns, er verſpricht uns, er ſchwört uns Freundſchaft und Redlichkeit zu. Wir betrügen beyde einander. Keiner traut dem andern. Wir ſcheuen uns einer vor dem andern. Keiner erlangt ſein Glück, welches von einer beyderſeitigen

Hülfe

Hülfe abhängt. Und wenn auch der eine von uns zu seinem groſsen Endzwecke, zu seinem gesuchten Glücke gekommen zu seyn scheint; so ist es gewiß nur derjenige, welcher den andern an Bosheit und Schelmerey übertroffen hat. Aber dieſes Glück ist mit einer beſtändigen Angſt und Sorge verknüpft. Alle Augenblicke muß er gewärtig seyn, daß ihn ein andrer darum bringt, welcher in der Kunſt zu betrügen ihn übertrift. Und dieſes geſchiebt allemal. Wie ruhig muß ein Mann seyn, welcher das Vermögen hat, andern redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden dient! Es bittet ihn ein anderer redlicher Mann um seine Hülfe. Er hilft ihm durch einen aufrichtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit eingelegten Vorſpruch bey den Obern, er hilft ihm mit seinem Vermögen, und macht dadurch ihn und seine ganze Familie glücklich. So viele er glücklich gemacht hat, ſo viele aufrichtige Freunde hat er ſich erworben. Alle eifern um die Wette, erkenntlich zu seyn, und sein Glück wieder zu befördern. In allen Geſellſchaften rühmen ſie dieſen ehrlichen Mann; wider alle ſeine Feinde vertheidigen ſie ihn. Sie warnen ihn, ſo bald ſie merken, daß etwas zu ſeinem Schaden geſchmiedet wird. Sie wagen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem Unglücke zu

natürlicher Weiſe über ſeine Predigt ein. Selbſt die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe ſie ſo gebrochen hergeſetzt, wie ich ſie hörte, und ich ſchlief ſo lange fort, bis mich der Wachsſtock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber, und hörte, daſs er immer fortredete. Er hatte vor groſſem Eifer nicht gemerkt, daſs ich eingeſchlafen war. Ich war nicht im Stande, mich zu ermuntern. Ich ſtund auf, und ſagte: Ja, ja, auf dieſe zweyerley Umſtände kömmt es freylich an, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Sie ſind ſchläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will Ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzo gedacht habe. Schlafen Sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er ſieht die Welt an, wie es die alten Betſchweſtern machen, welche über alle Sünden ſeufzen, weil man ihnen abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu ſündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Bulſchweſter, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt, und nicht eiferſüchtig

tig ist, wenn andre sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals misvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch ausserdem so beschaffen ist, dass ich zu Hause seine Gesellschaft gewiss meiden würde.

Ich bleibe dabey, dass es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und dass man sehr behutsam seyn muss, wenn man andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, dass er nichts versteht! Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, dass er nicht redlich, dass er ein Schelm sey? Ich will beweisen, dass nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und dass es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze

ich

ich darauf: Vor unſern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht ſein Verbrechen geſteht, und deſſen überführt iſt. Da nun, wie bekannt iſt, die Richter die billigſten Leute in der Welt ſind; ſo haben wir Urſache, dieſe Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat ſich in dergleichen Fällen als ein Richter, und ſeinen verdächtigen Nächſten als einen Delinquenten anzuſehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er ſeiner Unredlichkeit überführt iſt; noch mehr, bis ſein eignes Geſtändniſs da iſt, daſs er ein Schelm ſey. Dieſes iſt der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweiſes ſetze, und mich dünkt, er iſt feſt genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte geſtehen, und weil ſie ſo thöricht ſind, ſo werden ſie andern zum Exempel beſtraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulaſſe, daſs jemand ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt geſteht! Und ich wollte faſt wetten, daſs nicht ein einziger unter ihnen ſo treuherzig ſeyn werde, dieſes zu geſtehen.

Wenn

Wenn meine Leſer von dieſer groſsen Wahrheit überzeugt ſind, wie ich hoffe, daſs ſie es durch einen ſo klaren Beweis nunmehr ſeyn werden; können ſie ſich in die groſse Welt ſicher wagen, ohne zu befürchten, daſs ihnen ein Schelm begegnen werde? Ich verſpreche mir eine anſehnliche Belohnung für dieſe Entdeckung, da ich mich einer unzählichen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher ziemlich verdächtig geweſen iſt. Sie dürfen ſich nur hüten zu geſtehen, daſs ſie Betrüger ſind, ſo wird es ihnen nichts ſchaden, wenn ſie auch ihrer Betrügereyen ſonnenklar überführt wären.

Ich bin ſchon ſo glücklich geweſen, durch dieſe heilſame Erfindung mir einen vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu geſtehen, daſs er ein Betrüger ſey, weil es ihm alle Welt unter die Augen ſagte. Er hatte ſeiner Gemahlinn ein anſehnliches Vermögen mit Spielen und liederlicher Geſellſchaft verſchwendet, und ſich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaſst, ob es ſich gleich zuletzt zeigte, daſs er keines von

bey-

beyden geweſen war. Er hatte Gelder aufgenommen, und bey Cavalierparole verſprochen, ſie wieder zu bezahlen. Seine ſchriftlichen Verſicherungen und Wechſel ſchloſs er allezeit mit den Worten: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder ſeine Cavalierparole, noch die eidliche Verſicherung vermögend geweſen, ihn zu bewegen, daſs er ſeine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was ſie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daſs alle Welt ſagte, daſs dieſer Cavalier ein unredlicher Gemahl, ein grauſamer Vater, ein zu verabſcheuender Betrüger ſey? Im ganzen Lande gab man ihm dieſen Titel. Ich habe ihn gerettet! Ich warnte ihn, nicht das geringſte einzugeſtehen. Einen Theil der Wechſel ſchwur er groſsmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er ſich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geſchicklichkeit ſeines Advocaten, zu danken, daſs ſie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte ſagen, derjenige der Ehrlichſte iſt, welcher ſeine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters, und

und bey der Tortur behauptet hat; ſo iſt niemand ehrlicher, als mein Cavalier, wider den ſchon fünf Volumina Acten zeugten, daſs er ein Betrüger ſey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Geſetzen, in Sicherheit iſt, daſs niemand, ohne einen Injurienproceſs zu bekommen, es wagen darf, ihn alſo zu nennen. Kurz, er geſtund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher geweſen war. Es beſteht dieſe Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloſsen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel iſt davon überführt. Er behauptet noch, wie vor, einen ganz anſehnlichen Charakter, den er ſonſt führte. Er heiſst noch immer Seine Gnaden. Selbſt diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, ſind genöthigt, zu bekennen, daſs ſie unterthänige Diener von ihm ſind; ſie empfehlen ſich ſeiner hohen Protection demüthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für ſein koſtbares Leben. Man ſieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Geſellſchaft kömmt, und räumt ihm eine Stelle ein; welcher ſich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch ſo ehrlich wäre, niemals anmaſsen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er ſonſt geweſen iſt. Die gnädigen Fräu-

ſein Lächeln, wenn er ihnen die Hände küſst. Der Landadel erkundigt ſich, ob etwas zu ſeinem gnädigen Befehle ſey. Er borgt wieder, er verpfändet ſeine Cavalierparole von neuem; mit einem Worte: er iſt der ehrlichſte Mann von der Welt: er, welcher ſchon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieſes? Er geſtand ſeine Betrügereyen nicht, und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzſüchtigen ſind allgemein, daſs unter Freunden weder Treu noch Glauben noch Redlichkeit mehr ſey. Dieſe Klagen ſind ungerecht. Wenigſtens werden ſie künftig überflüſsig ſeyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr ſo weit kommen, daſs man nicht mehr wiſſen wird, wo man mit allen Freunden hin ſoll. Ich verlange, niemanden für einen falſchen Freund zu halten, der es nicht ungeſteht, daſs er es iſt. Es iſt billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daſs künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückſelige Zeiten, welche unſere Vorfahren nicht erlebten, und um welche uns jener kleinmüthige Weiſe ſehr beneiden würde, welcher ſich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zuſam-

zuſammen zu bringen! So weit wird es kommen, daſs man ſich nicht ſicher auf die Gaſſe wagen darf, ohne zu beſorgen, daſs man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde erſticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das iſt in der Meſſe der rechte Sitz von Freundſchaft! Wie küſst man, wie umarmt man einander! Sonſt glaubte man vielleicht, es wären Verſtellungen, falſche Complimente, kaltſinnige Freundſchaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen; wie geſagt, ſonſt glaubte man vielleicht dieſes. Aber von der nächſten Meſſe an, wird man ganz andere Meinungen hegen, da ich die Welt ſo überzeugend belehrt habe, daſs keiner ein falſcher Freund heiſsen könne, der es nicht ſelbſt geſtehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daſs der Menſch unter allen Thieren am artigſten zu leben weiſs. Wir freuen uns, wenn wir einander geſund ſehen, wenn wir erfahren, daſs es uns wohl geht. Wie viel Wünſche verſchwenden wir bey dem Wechſel des Jahrs, bey feyerlichen Tagen, und ſonſt

Ein Fremder, der zum erstenmale zu uns kömmt, sollte schwören, dass das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert, und nicht einer darunter wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, dass dieses alles nichtsbedeutende Worte wären; dass derjenige den meisten Hochmuth besässe, der am unterthänigsten grüsste, und dass die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein Grundsatz wird bekannt und allgemein werden. Es ist ohnedem unverantwortlich, von der Freundschaftsbezeugung und den Complimenten so leichtsinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Mensch, wenigstens der Mensch, der, nach unserer Art zu reden, zu leben weiss, hat ausser den Complimenten so gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch diese Vorzüge rauben: wie unglücklich wird er seyn! Und will man ihm gar zur Last legen, dass er diese Vorzüge nur gebrauche, andere zu betrügen, und unglücklich zu machen; wie tief setzen wir alsdann

den

den Menſchen, unter das Vieh herab! Hätte ich wohl, etwas rühmlichers thun können, als daſs ich die Ehre des gröſten Theils des menſchlichen Geſchlechts auf eine ſo überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigſten, male unter die Menſchen gerechnet werden, welche zu leben wiſſen; ſo muſs ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie ſind mir eben die Verbindlichkeit ſchuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Creaturen erwarte. Man hat die meiſten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daſs ſie in ihrer Art ſo wenig redlich ſind, als andere. Künftig darf man ihnen dieſen Ruhm nicht ſtreitig machen, und das haben ſie mir zu danken. Nunmehr können ſie von ihrer groſſen Beleſenheit, von ihrer Unparteylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beſte, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem ſie durch ihre Schriften ein ganzes Land beſeligen. Man iſt ſchuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant ſeyn, der es nicht ſelbſt von ſich ſagt; keiner wird ſich des Vorwurfs einer dummen Unwiſſenheit wider ſeinen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugniſſe ihrer wichtigen Ver-

dienſte, ihrer gründlichen Wiſſenſchaften, und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Grosſprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsſchriften werden unparteyiſche Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten ſeyn, welche zeither niemand leſen mögen, weil man in dem Vorurtheile ſtund, dafs es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder ſich des gemeinen Weſens ſo ſorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewieſen habe, dafs keines Menſchen Ehrlichkeit uns eher verdächtig ſeyn darf, bis er uns das Gegentheil ſelbſt zugeſteht.

Der geneigte Leſer wird mir grofsgünſtig erlauben, dafs ich mich hier ein wenig erhole. Dieſer Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger iſt mir ſehr ſchwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonſtrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Beſten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich dieſe groſse Wahrheit ausgeführt und veſt geſtellet

geſtellt habe, daſs niemand ein Schelm iſt, als wer es ſelbſt von ſich geſteht: ſo wird es meinen Leſern nicht mehr paradox vorkommen, daſs ehrlich am längſten währt. Dieſes giebt uns den Schlüſſel zu tauſend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden Rache beſchuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetiſches Verzeichniſs der berühmteſten Männer unſerer Zeit einrücken, von denen, auſser ihnen, alle Welt verſichert, daſs ſie die gröſsten Schelme und Betrüger ſind, und die doch in ſo vergnügten und glücklichen Umſtänden leben, daſs ſie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Geſicht ſagen darf. Sie werden mir verzeihen, daſs ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da ſie es niemals zugeſtehen, daſs ſie Betrüger ſind, ſo zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben ſich einer des andern nicht zu ſchämen, weil gewiſs einer ſo ehrlich iſt, wie der andre; und ich habe gegen ihre Glücksumſtände ſo viele Hochachtung, daſs ich mir nichts vortheilhafteres wünſchen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundſchaft. Ich wer-

de mich der Kürze, ſo viel möglich iſt, und ſo viel es ohne Abbruch der Wahrheit geſchehen kann, befleiſsigen.

Seine Hochwürdige Gnaden - - -

- - - - - - - - - - - - -

- - - - - - - - - - - - *

Bey dieſer Gelegenheit muſs ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deſswillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daſs kei-

* So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freyheit läſst, die für die ſchönen Wiſſenſchaften doch ſo unentbehrlich iſt. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daſs man erſt alle Bücher muſs cenſiren laſſen. Ich bin im Namen meines Verlegers ganz unröſtbar, daſs mir eine der ſchönſten und wichtigſten Stellen weggeſtrichen worden iſt. Ich hatte das alphabetiſche Verzeichniſs nach den drey Hauptſtänden eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich verſprach alle Jahre noch eine kleine Nachleſe von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachſen. Es hätte dieſes auch alle Meſſen etliche Bogen betragen können, und mein unglückſeliger Verleger hatte ſchon einen vortheilhaften Ueberſchlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europaei zuſammen drucken lieſse. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens Aller triftigen Vorſtellungen ungeachtet war es nicht möglich, es durch die Cenſur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigſten dabey.

Mein

keiner ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt bekenne, und daſs alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten; ſo war ich mit der ganzen Welt miſsvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubiſchen und furchtſamen Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen, wo keine ſind. Ich glaubte,

Mein Entſchluſs iſt ſchon gefaſst. Künftige Meſſe will ich dieſes Verzeichniſs als ein beſonders Werk zu Baſel in groſs Octav drucken laſſen. Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachleſe, welche dadurch kommen ſollte, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angeſehene und glückliche Betrüger mit ihrem umſtändlichen Charakter einſendet, erhält ein Exemplar auf Schreibpapier umſonſt. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiſs hoffe; ſo verſpricht der daſige Verleger, bey der neuen Auflage die vornehmſten Betrüger in Kupfer ſtechen zu laſſen. Es wird mir ein Gefallen geſchehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, was der eine oder der andere für ein Ende genommen hat. Es kann geſchehen, daſs viele davon auf dem Rabenſteine ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und es ſoll mir ſehr lieb ſeyn, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieſes Werk luſtig, und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derſelben die Umſtände ſeines Todes und ſeiner Aufführung dabey, ſo viel als möglich iſt, zu beſchreiben.

daſs man in dieſem Unternehmen ſchon ſehr weit gekommen wäre, und es ſey hohe Zeit, ſich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in kurzem ganz vergebens ſeyn ſollte. In dieſem unbedachten Eifer ſetzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koſte auch, was es wolle. Ich glaubte ſehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, beſonders drey Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, ſich kein Menſch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern ſehr patriotiſch zu Gemüthe führt, wie unrecht ſie thäten, daſs ſie das ſechſte Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen, und den Sonntag abſchaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich ſo viel zuſammen geſchrieben, daſs es ein ziemliches Octavbändchen hätte werden können, wenn es gedrukt worden wäre. So weit kann ſich ein Menſch vergehen, der die Welt nicht kennt; und ſo vieles Unrecht kann man ſeinem Nächſten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeuſſerlichen beurtheilt! Zu meinem gröſsten Glüke fand ich keinen Verleger. Sie entſchuldig-

digten ſich alle, das Werkchen würde nicht gehen, es würden ſich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat anſehen, und es ſey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen; ich würde viele von den Groſsen beleidigen, wenn ich mich des ſechſten Gebots ſo öffentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unſere ſtudirende Jugend würde noch ſehr glimpflich urtheilen, wenn ſie mich für einen traurigen Pedanten hielte; ſelbſt viele von denen, welche das ſechſte Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müſsten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wiſſen; wider die Abſtellung des Sonntags zu eifern, ſey gar vergebens; der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es ſey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuſchaffen, ſo wenig als den Montag, und noch viel weniger; es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel; die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr ſeyn ſollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage; unſer Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil ſie an die-

ſem Tage am beſten ſich putzen, am bequemſten mit einander plaudern, und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche ſie ſonſt nur ſtückweiſe richteten, beurtheilen, und am ſanfteſten ſchlafen könnten; ein groſſer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müſsig gehen müſste, hätte an dieſem Tage die chriſtliche Gewiſſensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieſes der einzige weſentliche Umſtand ihrer Religion wäre, durch welchen ſie ſich von den blinden Heiden unterſchieden, daſs ſie an dieſem Tage müſsig giengen; ſollte meine Abſicht etwan dieſe ſeyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unſrer ungeſitteten Vorfahren anzupreiſen: ſo möchte ich es nur ſelbſt verlegen, oder es dem Waiſenhauſe in Halle geben: denn bey uns würde ſich der Setzer ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen ſo oft aufgewärmtes Gewäſche zu drucken; was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verſtünden ſie gar nicht, und lieſsen ſich auch nicht darauf ein, weil ſie ſich nicht getrauten, ſo viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das

Das waren ungefähr die Antworten, welche mir faſt in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem koſtbaren Werke hauſiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umſonſt, welches faſt unglaublich iſt, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch ſo billig, und bot mir zur Vergeltung Scrivers Seelenſchatz an, wofern ich den Vorſchuſs auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung ſtehen wollte.

So empfindlich mir damals dieſe abſchläglichen Antworten fielen, ſo ſehr erfreue ich mich itzo drüber. Ich habe die Welt ſeit dem viel beſſer kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängſtigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzo vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben ſo thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des ſechſten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Camin geworfen, und

ſie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduction von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlickeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten daran ſpiegeln, und nicht wieder in die Verſuchung fallen möge, etwas ſo kindiſches zu ſchreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung anſehen, und mir eben die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendſünden auf eine anmuthige und leſenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieſer Gelegenheit etliche Stellen davon hier bekannt machen, und ich verſichere meine Leſer, daſs ich über dieſes voreilige Beginnen mehr Thränen vergoſſen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erſtaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itz bin ich ganz anders geſinnt; itzo weiſs ich, daſs dieſe Welt die beſte iſt; itzo weiſs ich, daſs niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht ſelbſt bekennt.

Nach dieſem abgelegten Glaubensbekenntniſſe will ich einige Stellen davon hier einrücken:

Und

- - - - - - - - Und dieſes wären alſo die wichtigſten Urſachen, warum ich der Meinung bin, daſs man das ſechſte Gebot als ein Cäremonialgeſetz anſehen, und es noch einige Zeit, bis ſich die äuſserlichen Umſtänden ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredtſamkeit erfodern, zu beweiſen, daſs die Ehrlichkeit unentbehrlich ſey, und daſs ihre Beybehaltung in unſer ganzes Leben, und in unſre oekonomiſche Glückſeligkeit einen ſo merklichen Einfluſs habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich ſchmeichle mir gewiſs, da ein jeder nur auf ſeinen Nutzen ſieht, ſo werde auch ein jedweder ſeines eignen Nutzens wegen meinen heilſamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrift hier nicht, wie bey den erſten Puncten, die Seligkeit eines Menſchen. So viel beſcheide ich mich wohl, daſs ich von etwas wichtigerm handeln muſs, wenn ich den Beyfall meiner Leſer gewinnen will, und daſs man mit jenem nur Kinder, und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befeſtigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns

in der Welt am nöthigſten, und vor allen Dingen am liebſten iſt; von dem rede ich. Wem dieſes am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorſtellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, ſoll er groſs, ſoll er angeſehen, ſoll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nun haben, daſs er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache anſehen, daſs er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten ſoll. Vielleicht ſcheint dieſes Anſinnen noch vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

- - - - - - - - - - - - - - - - - -

Ich würde ihrer menſchlichen Schwachheit zu viel zumuthen wenn ich verlangen wollte, daſs ſie wirklich ehrlich ſeyn ſollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen ſelbſt nachzuahmen. Ich ſage ſchon ſehr viel, daſs ich dieſes einräume, und ich meine nun die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch ſo viel Cäremonien machte. Itzo iſt es freylich ſo weit gekommen, daſs derjenige ein witziger Kopf heiſst, der mit der Religion ſpottet, und niemand zu leben weiſs, wel-

welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht. - - - In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbige noch denjenigen zulassen, welche ihr Stand, oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. - - -

ihn zu bekümmern. Aber er grüſst ihn, um nicht ungeſittet zu ſcheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit iſt alt genug, ſie iſt ehrwürdig genug, daſs wir ihr einige äuſſerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich iſt ſie zu alt, und zu mürriſch, als daſs wir ihren täglichen Umgang, und eine nähere Bekanntſchaft mit ihr wünſchen ſollten: das iſt meine Abſicht gar nicht. Ein jeder iſt ſich ſelbſt ſo viel ſchuldig, daſs er den äuſſerlichen Wohlſtand in Acht nehme, daſs er auf dieſem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Geſicht halte, daſs er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit ſpotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig iſt, oder das uns zu ſchwer fallen ſollte? Uns, die wir von Natur zur Verſtellung ſo ſehr geneigt ſind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Leſern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das iſt, was ich von ihnen bitte: ſo will ich auch mit wenigem zeigen, wie groſs der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen. - - - - - - - -

- - - - - - - - - - - - - -

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben,

ben, diesen ist die Ehrlichkeit, oder, welches einerley ist, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichsten . . . . . .

. . . . . .

Ich will mit meinen Beweisen bey den Richtern und Advocaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich sind, und es giebt deren noch verschiedne unter ihnen. Da diese die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben, und lieber bey einem redlichen Gewissen verhungern, als bey einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit gros und reich werden wollen; so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem grossen Haufen . . . . . .

. . . . . .

Wer sich auf die Physiognomie verstehet, dem rathe ich des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsre Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heissen, und worunter doch viele sind, welchen man in ihren hungrigen Mienen ansieht, dass sie nur da stehen, um die armen Clienten zu belagern, und der gedrückten Unschuld aufzulauern. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, dass man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie

andere

andere retten wollen. In allen ihren Schrift-
ten, in ihrem mündlichen Verfahren, von
dem Provocationssatze an bis auf die Liqui-
dationes, findet man vielmals nicht den ge-
ringsten Schein der Redlichkeit. Wie we-
nig meinen sie es mit sich selbst gut! Wie
viel glücklicher würden sie bey ihrer Praxi
seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten,
wenigstens von aussen ehrlich zu scheinen!
Das erste, was sie ihren Clienten fragen, ist
gemeiniglich dieses, ob er schwören könne?
ob er Geld habe? Wie viele werden da-
durch abgeschreckt, welche noch einiges Ge-
wissen, und wenig Geld haben! Würden sie
nicht viel weiter kommen, wenn sie mehr-
ere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nu-
tzen blicken liessen; wenn sie thäten, als
wollten sie sich der gerechten Sache ihrer
Clienten nur darum annehmen, weil ihre Sa-
che die gerechte Sache wäre, wenn sie wi-
der die Bevortheilung des Gegentheils, wider
die Sportelsucht des Advocaten, wider die
vortheilhafte Langwierigkeit der Processe ei-
ferten? Ihre Clienten würden bey diesen
einschmeichelnden Reden betäubt werden, und
mit Vergnügen den Beutel offen halten, um
diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Va-
ter der Wittwen und Waisen, für seine red-

liche

lichen Absichten taxmäfsig zu bezahlen. Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, dafs ein nur einiger maſsen vorsichtiger Client sich scheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Proceſs gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst; sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welche weit ehrlicher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabey. - - - - - - - - - Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen seyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, an statt dafs sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit absagen müssen, von welcher viele von ihnen ausserdem sogar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bey einer gerechtigkeitliebenden Miene sind sie immer im Stande, alles, was sie sagen, von Rechtswegen zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, dafs sie auch in dreyssig Jahren noch,

andere retten wollen. In allen ihren Schrift-
ten, in ihrem mündlichen Verfahren, von
dem Provocationssatze an bis auf die Liqui-
dationes, findet man vielmals nicht den ge-
ringsten Schein der Redlichkeit. Wie we-
nig meinen sie es mit sich selbst gut! Wie
viel glücklicher würden sie, bey ihrer Praxi
seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten,
wenigstens von aussen ehrlich zu scheinen!
Das erste, was sie ihren Clienten fragen, ist
gemeiniglich dieses, ob er schwören könne?
ob er Geld habe? Wie viele werden da-
durch abgeschreckt, welche noch einiges Ge-
wissen, und wenig Geld haben! Würden sie
nicht viel weiter kommen, wenn sie mehr-
rere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nu-
tzen blicken liessen; wenn sie thäten, als
wollten sie sich der gerechten Sache ihrer
Clienten nur darum annehmen, weil ihre Sa-
che die gerechte Sache wäre; wenn sie wi-
der die Bevortheilung des Gegenparts, wider
die Sportelsucht des Advocaten, wider die
vortheilhafte Langwierigkeit der Processe ei-
ferten? Ihre Clienten würden bey diesen
einschmeichelnden Reden betäubt werden, und
mit Vergnügen den Beutel offen halten, um
diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Va-
ter der Wittwen und Waisen, für seine red-

liche

lichen Absichten taxmäfsig zu bezahlen. Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, dafs ein nur einiger mafsen vorsichtiger Client sich scheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Proceſs gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst; sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welche weit ehrlicher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabey. - - - - - - - -

Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen seyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, an statt dafs sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit absagen müssen, von welcher viele von ihnen ausserdem sogar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bey einer gerechtigkeitliebenden Miene sind sie immer im Stande, alles, was sie sagen, von Rechtswegen zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, dafs sie auch in dreyfsig Jahren

noch,

noch, denn ſo lange währt gemeiniglich der geringſte Proceſs, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche ſie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befeſtigt ward. Ich finde um deſswillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es ſind nur einige, welche ſich ſo unvorſichtig bezeigen, daſs man es ihnen gleich an dem Maule anſehen kann, daſs ſie mit den Advocaten einſtimmig geworden ſind, ſich in die Beute zu theilen. Dieſe wenigen werden ſich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen, und vorſichtiger werden, damit ſie, obſchon nicht ehrlich, doch reich werden mögen.

Auf der Börſe, (man wird mich vielleicht auslachen, daſs ich ſo etwas behaupte, aber es ſey drum!) auf der Börſe, ſage ich, iſt die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. Was ich hier ſage, iſt freylich kein allgemeiner Satz.

Man darf nur eine Stunde lang in einer ſolchen Geſellſchaft ſeyn, ſo wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir

Mir iſt es ſo gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verſchiedne zuſammen kamen, von denen man mich verſicherte, daſs ſie angeſehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene, und einem ſo zerſtreueten Geſichte in das Zimmer, daſs ich mir, ehe ich wuſste, wer ſie wären, nichts gutes zu ihnen verſah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht, und verbarg meine Uhr, weil ich ſie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Abſicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte ſie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verſchwender gewonnen habe, dem er auf die Verſicherung, daſs ſein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein anſehnliches Capital zu ſeinem nothdürftigen Plaiſir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verſchiedenen Waaren, und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeſchoſſen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyſsig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Meſſe Bankrutt machte, wobey er verſicherte, daſs keiner von den Anweſenden, noch von ihren Correſpondenten, ſondern nur

einige

einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genieſsen wüſsten, drey bis vier Geiſtliche, und etliche Benachbarte von Adel Einbuſse haben ſollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Caſſenſcheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechſelzahlung gehabt hätten. Weil ſich dieſer unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr verſteht, als einen Frachtzeddel zu ſchreiben: ſo las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwieſen, und mit Exempeln beſtätigt hatte, daſs man ſo viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man ſich bedienen kann, wenn man ohne Beunruhigung ſeines Gewiſſens einen Wechſel abſchwören wolle. Den Schluſs machte ein weitläuftiges Verzeichniſs aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu ſeinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerutt, ſich und ſeiner Frau zum Beſten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geſchickte Herr Verfaſſer wird es ſelbſt verlegen, und er hat ausgerechnet, daſs er wenigſtens drey tauſend vier hundert und ſechs und funfzig Exem-

Exemplare vertreiben wolle, wenn sich ein jeder von seinen Freunden, welcher sich eines oder des andern dieser glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an sich zu kaufen, entschliessen sollte. Ich weiss nicht, wie es kam, dass er mich für einen holländischen Juden ansah. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteste eben nicht ist, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländischer Jude sey, bat er mich, so viel Exemplare als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er versprach mir drey Groschen vom Gulden Rabatt, und versicherte mich, dass ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung gestund er mir im Vertrauen, dass er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Practische Anweisung, wie die Handelsbücher geschickt zu verfälschen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführt würden. Er machte mir die Schmeicheley, dass er gewiss glaubte, ich würde sehr geschickt seyn, ihm bey Verfertigung dieses Buchs beyzustehen, und bat mich sehr verbindlich darum. Ich sah mich

genöthigt, ihm zu bekennen, daſs ich kein Kaufmann, am wenigſten ein holländiſcher Jude wäre. Er, und die ganze Geſellſchaft erſchracken darüber, und ich merkte, daſs ihre unvorſichtige Offenherzigkeit ſie gereute. Sie drehten ihr Geſpräche, ſo viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzſorten, von den ſchweren Impoſten, und von den verderbten Zeiten. - - - - - - - - - -

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; ſo muſs ich hier öffentlich bekennen, daſs nur wenige ſind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine ſo ausnehmende Art bloſs geben. Die meiſten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit geſtunden. Welche von beyden die ehrlichſten ſind, kann ich nicht wohl entſcheiden.

Anderweitige Fortsetzung.

Alte Liebe roſtet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe, von dieſem Sprüchworte genau beſtimmt, dem wird es eben ſo gehen, wie es mir einer lange Zeit gegangen iſt. Er wird ſich wundern, daſs man hat einen Satz zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerſpricht. Sind wohl unter zehn Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht geroſtet iſt? Und auch unter dieſen fünfen ſind wenigſtens drey, wo die Liebe noch nicht gar zu alt iſt.

Dieſe anſcheinenden Widerſprüche werden wegfallen, wenn man dieſe Wahrheiten annimmt, daſs eine Liebe von vier Wochen ſchon eine alte Liebe, und im Eheſtande ein Jahr ſchon eine Ewigkeit iſt. Setze ich dieſes zum voraus; ſo wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht geroſtet ſind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben, aber das iſt auch die Abſicht unſers Sprüchworts nicht.

sich, als er es im ersten Jahre that. Seine Frau ist vergessen, schon vor neun und dreyssig Jahren vergessen. Er würde sich gar nicht mehr darauf besinnen, dass sie seine Frau wäre, wofern sie ihn nicht alle Tage durch ihr eigensinniges [illegible] daran erinnerte.

Macht es Climene besser? Sie liebt ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche sie, in Ansehung des Ranges, haben darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete, nicht ihn, denn sie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geschmack, einen Mann zu heirathen, den die vornehmen Ausschweifungen seiner Jugend ekelhaft gemacht hatten; sie heirathete seinen Wagen mit sechs Pferden, und sechs Bedienten. Diesen Pracht liebt sie noch itzt so sehr, als in der ersten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgebohrne Vieh, folgt den gewohnten Ausschweifungen nach, und ist viel zu galant, als dass er seine Frau ein einziges mal daran erinnern sollte, dass er ihr Mann sey. Climene hasst ihren Mann, und liebt seine Equipage. Eine Liebe, die gewiss nicht eher rosten wird, als bis man ihren stolzen Rest auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird.

In

In dieſem Verſtande will ich wohl glauben, daſs alte Liebe auch bey verheiratheten Perſonen nicht roſten wird.

Wider den Roſt der Liebe zwiſchen verehlichten Perſonen iſt ein abwechſelnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beſtändige Ausſöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die ſich die Fehler nicht ſagen, welche ſie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieſer verſtellten Zurückhaltung, beſtändig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läſst. Aber ein werthes Paar, das ſich aus voller Lunge zankt, und ſich die Fehler ohne Verſchonung vorwirft; das iſt immer geneigt, ſich bald zu verſöhnen. Nun iſt ihnen das Herz leicht. Sie haben beyde ihre Fehler erfahren; ſie ſind vom Zanken ermüdet; ſie ſchweigen beyde ſtille. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, ſieht ſeine ſchöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergieſsen. Er iſt zwar das Haupt, und hat ein Recht zur Herrſchaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber ein paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr ſtehen;

mein Kind, ſagt er; aber ſie bleibt ſtumm, und nunmehr verdoppeln ſich ihre Thränen; da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſie trotzig zurücke zieht. - - - Aber mein Engel! und er bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebelliſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen. Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldige Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er ſetzt ſich neben ſie; ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen Arm ganz buſsfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läſst. Er küſst ihre Hand, und ſie ſeufzet. Er küſst ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küſst ihn wieder; doch, mitten unter den Küſsen, murrt ſie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weiſs ſie ganz zu beruhigen. Und nun wundern ſie ſich beyde, wie es möglich geweſen, daſs ſie ſich über eine ſolche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben ſich beyde ſo empfindlich, als in den erſten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun ſchwören ſie einander zu, ſich ewig und ohne Verdruſs zu lieben: Und zanken ſich doch in den nächſten vier

und

und zwanzig Stunden noch einmal, versöhnen sich auf eben diese Art noch einmal, und schwören noch einmal. Auf diese Art bleibt ihre Liebe immer neu; sie kann nicht rosten, denn sie [illegible] vier und zwanzig Stunden von neuem an, sich zu lieben. Ein solcher Zank ist in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man sich, warum ich dieses Bild so sorgfältig ausgemalt habe? Es ist eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe schuldig bin, welcher auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahre im Ehestande lebt. Er und seine Frau lieben sich so herzlich, wie die Kinder; sie zanken sich aber auch so. Zwölf Jahre hat er sich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgesöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo sie beyde geschmollt haben. Diese beständige Abwechselung hat ihm seinen Ehestand so neu gemacht, dafs er seiner Frau noch diese Stunde nicht überdrüssig ist. Er liebt sie von ganzem Herzen; und sollte sie sterben - - - ich wünsche es dem ehrlichen Manne nicht - - - aber sollte der Himmel über sie gebieten; er würde untröstbar, ganz untröstbar seyn. Wenigstens

in den ersten vier Wochen würde er nicht heirathen.

Ich habe oben gesagt, dass die Liebe, welche nicht rostet, vornehmlich nur von der Liebe unverh[illegible]sonen zu verstehen sey. Mich [illegible] ich habe diese Wahrheit schon deutlich genug erwiesen; aber zum Ueberflusse will ich noch ein paar Geschichten erzählen, welche sie ganz unumstösslich machen sollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, sind wohl unstreitig diejenigen, die bey ihrer ernsthaften Liebe am beständigsten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäischen Gebürge, lebten unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Personen, die sich schon im ersten Jahre zwar kindisch, doch vorzüglich liebten. Diego und Isabelle waren ihre Namen. Beyde waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern schienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder sehr wohl zufrieden zu seyn. Die Liebe macht vor den Jahren verständig und alt; daher kam es, dass unser junges Paar schon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu spielen, sich ernsthaft liebte, und eine ewige Treu schwuren. Der junge Diego

sass

fals halbe Nächte unter dem Erker seiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither seine Liebe vor. Dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, dafs sein Vater auf einmal sein ganzes Vermögen und seine Freyheit verlohr. Isabellen rührte dieser Umstand nicht mehr, als sie das Unglück eines Freundes rühren mufste. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil sie grofsmüthig genug war, so gab sie ihrer Mutter zu verstehen, dafs sie nunmehr durch Beschleunigung der Heirath die beste Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie eigennützig ihre Liebe sey. Der Vater, ein vollkommener Kauffmann, war ganz andrer Meinung. Er rechnete nach, und fand, dafs Diego nicht liebenswürdig genug sey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, dessen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, dafs er bald sterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Versprechen der Aeltern, und das Herz der Isabelle vor sich; aber er war zu arm, als dafs der Richter seine Ansprüche hätte billig finden sollen. Es war ihm unmöglich, länger an diesem Orte zu leben. Er floh in seinem achtzehnten Jahre aus seinem Va-

terlande; und Iſabelle, die nur ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem ſehr zärtlichen Abſchiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daſs ſie ihn [redacted] werde. Diego ſuchte, nach [redacted] der italiſchen Romane, ſeinen Tod im Kriege. Dieſen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenſchaft, welche ihn hinderte, ſeiner Freundinn Nachricht von ſich zu geben. Iſabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eiferſüchtiger Tyrann ſtarb, und ihr das Andenken vieler misvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein anſehnliches Vermögen verlieſs, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war ſie Herr von ihren Schätzen, und ihrer Hand. Sie ſuchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete ſie ſeine Rückkunft, nach dem Beyſpiel einer zärtlichen Penelope; welche Geſchichte aber ſo ſonderbar iſt, daſs nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, ſie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Iſabelle die ſchreckliche Nachricht, daſs ihr Diego ſchon vor fünfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben ſey. Sie

weih-

weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und liefs sich sodann das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcellona, dafs Isabellens Tyrann gestorben, und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, dafs seine Geliebte, nur vor einigen Wochen eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heirath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, dafs man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er liefs ihr bey seinem Abschiede wissen, dafs er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in America sein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu grofsen Schätzen. Er lebte mit

ſeiner Frau ſehr zufrieden, und wuſste an ihr nichts zu tadeln, als dafs ſie nicht Iſabelle war. Dieſe hatte ſechs Jahre unter der Tyranney ihres Eiferſüchtigen geſeufzet, und ihr [redacted] doppelt empfunden, [redacted], dafs es ihre eigne Wahl geweſen, und dafs ſie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn ſie nur noch einen Monat mit dieſer Wahl angefunden. Der Tod war zum zweytenmal ſo gefällig, ſie aus dieſem Joche zu reifsen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, ſondern der Wohlſtand zur Trauer erfoderte; ſo gab ſie ſich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, dafs er in Mexiko ſey. Man wuſste nichts von ſeiner Heirath; und vor heftiger Liebe vergafs ſie, ſich darnach genauer zu erkundigen. Eben dieſe Liebe verhinderte ſie, auf den Zweifel zu fallen, ob ſie wohl ihrem Diego im vierzigſten Jahre noch eben ſo reizend ſeyn werde, als ſie es im ſechszehnten geweſen war. Sie eilte von den Felſen der pyrenäiſchen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam geſund an, und zwar trunken von zärtlicher Hoffnung, dafs ſie wenigſtens nunmehr die Glückliche werden würde,

de,

de, welche ſie ſeit dreyſsig Jahren zu ſeyn gewünſcht. Eben war ſie im Begriffe, ans Land zu ſteigen, als ſie ihren Diego an dem Ufer gehen ſah, um deſſen Arme ſich ein Frauenzimmer ſehr verdächtig geſchlungen hatte. Sie glaubte zu träumen: die Kniee zitterten ihr, und ſie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigſtens einmal unmächtig würde? Endlich erholte ſie ſich; ſie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Urſachen dieſer verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluſs ward gefaſst, daſs ſie ſich verborgen halten, und mit dem nächſten Schiffe nach Cadix zurück gehen ſollte. Es geſchah dieſes nach wenigen Tagen, die ſie anwandte, von dem Glück ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt ſich während derſelben ſehr ſorgfältig verborgen; und er hatte keine Vermuthung, daſs ihm diejenige Perſon ſo nahe ſey, welche vielleicht allein vermögend geweſen wäre, ſo viel bey ihm auszuwirken, daſs ihn die getroffene Verbindung mit ſeiner liebenswürdigen Frau gereuet hätte. So groſsmüthig war Iſabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu erſparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hauſe ihres Verwandten.

ten. Sie that dieſes, um demjenigen näher zu ſeyn, der ihr Herz hatte: So würde ich ſagen, wenn ich einen förmlichen Roman ſchriebe. Aber weil ich den wahren ſchreibe, ſo will [illegible] daſs ich es nicht weiſs, [illegible] that. Hier brachte ſie dreyzehen Jahre in einer todten Einſamkeit, unter den zärtlichſten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daſs er geſund und vergnügt lebe; ſie freute ſich über ſein Glück, und vergoſs ſtille Zähren, daſs nicht ſie dieſes Glück mit ihm theilen ſollte. Die beſtändig wiederholten Nachrichten, daſs die Frau des Diego geſund ſey, benahmen ihr alle ihre Hoffnung, und brachten ſie auf die frommen Gedanken, in ein Kloſter zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die ſie in der Welt ausgeſtanden hatte, und der Kummer, der ihr freundſchaftliches Herz nagte, machten ihr dieſen Einfall angenehm und ernſtlich. Den Geiſtliche, dem ſie die Sorge für ihre Seele anvertrauet hatte, ermunterte ſie noch mehr dazu, und freute ſich, daſs er dem Himmel ein geheiligtes Opfer, und dem Kloſter eine reiche Wittwe zuführen ſollte. Binnen der Zeit hatte Diego ſo viel Reichthümer erworben, daſs er, ob er ſchon ein Kaufmann war,

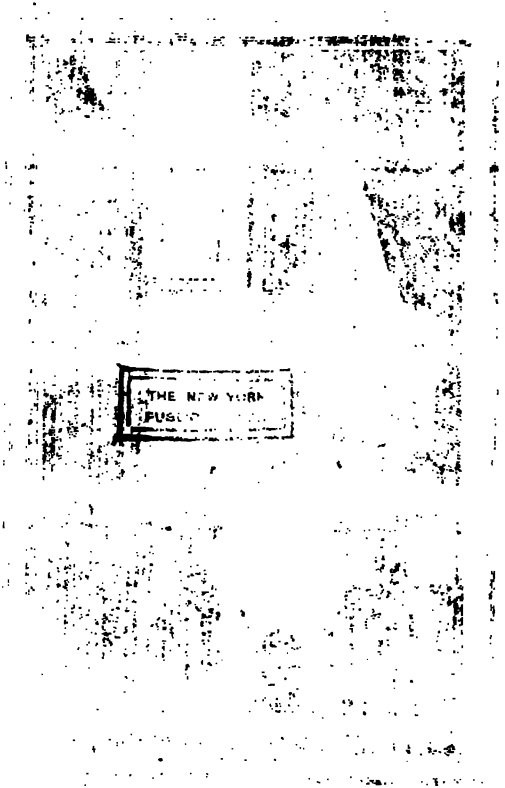
doch

doch glaubte, er habe genug. Er wünſchte ſich, ſolche in ſeinem Vaterlande ruhig zu genieſſen; und wer Luſt hat, Böſes zu denken, der kann glauben, daſs er es auch darum wünſchte, um ſein Leben in der Geſellſchaft der unvergeſsnen Iſabelle zu beſchlieſſen. Er eröffnete ſein Vorhaben ſeiner Frau, und dieſe widerſprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verſchiedene Exempel, daſs die Weiber den Männern nicht widerſprachen. Sie begaben ſich beyde zu Schiffe, und näherten ſich glücklich den Küſten von Spanien. Nun werden meine Leſer den Ausgang dieſer Geſchichte bald argwohnen können. Vielleicht ſind ſie für mich beſorgt, was ich mit ſeiner Frau anfangen will, in deren Geſellſchaft er nach ſeinem Vaterlande zurücke kehrte? Der Sache iſt bald abzuhelfen. Sie ſind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? aber ſie nähern ſich der Küſte glücklich; ſie erblicken den gewünſchten Hafen ſchon von ferne. Was ſoll ich mit der Frau anfangen? - - - Gut; ſie müſs ſterben! - - - - Diego, den der Anblick ſeines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück,

daſs

daſs ſein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in ſeinen Armen ſtarb. Dieſer Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verſchiedenen Geſellſchaften den Ruhm einer heiligen Iſabelle, [redacted] gedenkens ihrer zeitlichen Güter [redacted] erhalten könne, den Ueberreſt ihrer Jahre der Andacht und dem Kloſter zu widmen. Die Neugier und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, dieſe fromme Heldinn kennen zu lernen. Er ſah ſie, und er glaubte, er ſähe die Mutter ſeiner angebeteten Iſabelle. Sein Herz ſchlug ihm; er betrachtete ſie genauer, und zitterte vor Freuden: denn er ſah, daſs ſie wirklich ſeine Iſabelle war. Er näherte ſich ihr mit bebenden Schritten, und redete ſie ſtammelnd an. Iſabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Geſichte, und in dem Augenblicke ſagte ihr das Herz, und die Augen, ihr Diego ſey es. Sie ſank vor [redacted] nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von ſechs und funfzig Jahren ſinken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb alſo ſtehen. Sie freute ſich, ihn zu ſehen, wie ſich eine Schweſter über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruders freuet. Sie erkundigte ſich nach der Urſache ſeiner tiefen

Trauer,


THE NEW YORK
PUBLIC

J. H. Grim inv. C. G. G. fc.

Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Enkeln errötheten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander ſeinen Beſuch. Er war frey. Iſabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der ſie genöthigt hätte, ein Gelübde zu halten, das ihr nunmehr gewiſs eben ſo unerträglich würde geweſen ſeyn, als es einem feurigen Kinde von fünfzehn Jahren iſt, welche der Geitz des Vaters, und der Haſs einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Iſabelle geſtunden alſo einander, daſs ſie ſich noch beyde eben ſo liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung mehr im Wege, welche ſie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu geſtehen. Sie reisten nach Buentara, und ſahen einander eben ſo zärtlich an, als ſie vor vierzig Jahren einander geküſst hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt ſeyn wollte; ſo ſetzte er ſich mit ſeiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in ſeiner Jugend geſeufzet hatte. Hier ſpielte er zu Ehren ſeiner Iſabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Groſsväter ſo oft eiferſüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange; er ſtarb, und hinterliefs Iſabellen, als eine Wittwe von ein und ſechzig Jahren,

wel-

welche über dieſen Tod ſo untröſtbar war, daſs ſie, wie man mich gewiſs verſichern wollen, ſich nach ſeinem Tode niemals hat entſchlieſsen können, wieder zu heirathen. Iſt wohl ein Beweis in der ganzen Welt ſtärker, als dieſer, daſs alte Liebe nicht roſtet?

Ich habe meinen Leſern zum Beweiſe dieſes Satzes noch ein Exempel verſprochen. Es iſt, wie ich hoffe, eben ſo erbaulich, wenn es gleich nicht ſo merkwürdig und ſo weitläuftig iſt.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbniſſe einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche ſich nicht eher, als im ſiebzigſten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte ſtören laſſen, die ſich in dem vierzehnten Jahre angefangen hatte. In dieſem Jahre ſtund ſie, da ſie einen jungen Baron von gutem Hauſe kennen lernte, der ſich in Leyden ſeiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, ſo bald ſie ihn ſah. Es war ihre erſte Liebe, und die erſte Liebe eines jungen Mädchens iſt gemeiniglich ſo heftig, daſs ſie ſich ſchwerlich verbergen läſst. Am wenigſten hatte ſie in Willens, ſolche vor dem Baron zu verbergen. Dieſe jungen Her-

Herren verſtehen ſehr oft auf Univerſitäten die Sprache der Augen beſſer, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, ſeine müſsigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er mit dem hübſchen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernſthafter. Sie ſchwur, ihn ewig zu lieben; dem Barone war es nichts neues, eben ſo zu ſchwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz auſſer ſich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hauſe gehen wuſste. Er verlieſs die Univerſität, ſchwur beym Abſchiede noch hundertmal, und vergaſs Brigitten. Dieſe Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr, und ihrer Familie beſchwerlich. In kurzem erfuhr ſie, daſs der Baron gleich nach ſeiner Zurückkunft geheirathet hatte. Dieſe Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber ſie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdann, da ſie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieſer Einſamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Geſichter, die ſo friſch ſind, daſs ſie auch noch in ihrem vier und dreyſsigſten

ſten Jahre einen jungen Menſchen reizen können, der zum erſtenmale in die Welt kömmt. Ja oft reizen ſie mit beſſerm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künſtlichen Coquetterie verbunden ſind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füſsen zu ſehen, den ſie noch nicht vergeſſen hatte, und den ſie nunmehr in ſeinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn ſo ernſtlich, wie den Vater; doch mit dem Unterſchiede, daſs ſie ihn allein ſchwören lieſs, und ſelbſt nicht ſchwur. Die Erfahrung hatte ſie ſeit der Zeit gelehrt, daſs ein Univerſitätsroman länger nicht, als höchſtens drey Jahre, dauert. Itzt ſah ſie der Entwickelung ihres Romans ganz gelaſſen entgegen, und nützte die kurze Zeit ſehr vorſichtig. Sie lieſs ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, ſondern mit der ernſthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mütter, welche ihren Sohn von ſich läſst, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu ſehen. Die Thränen, die ſie bey dem Abſchiede vergoſs, waren Thränen, welche ſie dem Andenken ſeines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie ſein Vater.

Er

Er ſetzte ſich auf ſeine Güter, heirathete, und vergaſs Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen, und an ſeinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die ſie bey ihrem anſehnlichen Vermögen ſich verſchaffen konnte, war ſie in ihr neun und fünfzigſtes Jahr getreten, da ſie erfuhr, daſs der Enkel ihres noch angebetenen Barons, und der Sohn ihres noch unvergeſsnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen ſey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daſs die Familie durch verſchiednes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen ſey. Dieſes war eine Urſache mehr, warum ſie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen ſich ſelbſt eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war; ſie beredete ſich alſo, es ſey nur ein freundſchaftliches Mitleiden, welches ſie dem Andenken ſeines Vaters und ſeines Groſsvaters ſchuldig ſey. Aber ſie betrog ſich ſelbſt. Es war die uralte Liebe zu ſeinem Groſsvater, und die alte Liebe zu ſeinem Vater, daſs ſie die Freundſchaft des Enkels ſuchte. Dieſes unſchuldige Kind war in ſeinem ſiebzehnten Jahre; der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig, und fleiſſig zu ſeyn. Brigitta machte ſich dieſen glücklichen Umſtand zu Nutze. Sie wuſste es durch ihre

Freunde ſo einzurichten, daſs der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tiſche ſpeiſte. Der tägliche Umgang, und die mütterliche Vorſorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewiſſe Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Verſorgerinn hatte noch in ihrem neun und fünfzigſten Jahre einigen Reſt derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche ſeinem Groſsvater, ſo gefährlich geweſen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen dieſen Reſt empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Univerſitätsjahre völlig verfloſſen waren, ſo bewies Brigitta durch ihre Geſchicklichkeit den wahren Satz, daſs gemeiniglich junge Liebhaber ihre erſten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verſchwenden. Sie empfand in dieſem angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen, da ſie bey den Schmeicheleyen des Enkels ſich mit einem male alle der Entzückungen erinnerte, welche ſie in den Umarmungen des Vaters und des Groſsvaters genoſſen hatte. Damit meine Leſer nicht die geringſte Unwahrſcheinlichkeit in dieſer Geſchichte finden; ſo muſs ich erinnern, daſs die Mutter der Brigitte keine froſtige Niederländerinn, ſondern von Caen war.

Wer-

Werden meine Leſer nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daſs alte Liebe nicht roſtet?

Ehe ich ſchließe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich könnte, welche glauben, daſs die Liebe [redacted] verheiratheten Mannsperſon gegen ein unverehlichtes Frauenzimmer die empfindlichſte und dauerhafteſte Liebe ſey. Die Urſachen, die man davon anführen wollen, ſind bekannt; man weiſs auch ſolche durch verſchiedne Exempel erheblich zu machen, da eine ſolche Liebe ſich erſt nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann ſeyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meinung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verſchiedne beſondre Rechte, die ihren Urſprung noch von den barbariſchen Mauren haben mochten. Unter ſolchen war ein ſchreckliches Geſetz, welches dergleichen Liebe auf dieſe Art beſtrafte. Ward eine Frau oder ein Mann eines ſolchen Umgangs überzeugt, ſo trennte man zuvörderſt die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Perſon, welche ſie wider die Geſetze geliebt hatte, ſofort zu heirathen, und eine ſolche Ehe konnte hiernächſt nicht wieder getrennt werden. Ich

läugne es nicht, dieſe Gerechtigkeit iſt entſetzlich. Gegen dieſe ſind alle andre Strafen, ſo unnatürlich ſie auch zu ſeyn ſcheinen, doch nur ein Spiel. Man ſtelle ſich einmal eine [illegible] Mannsperſon vor, welche auf [illegible] Art genöthigt wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die ſie nur wegen ihrer Laſter liebt. Hat dieſer Umgang ſchon einige Zeit gedauert, ſo iſt der ekelhafte Ueberdruſs die natürlichſte Folge; und itzt ſoll er gezwungen werden, ſeinen Eheſtand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andre beſchlieſsen. Er kennt ſchon die Untreue ſeiner itzigen Frau. Hat er wohl den geringſten Grund zu glauben, daſs ſie ihm getreuer ſeyn werde? Er hat ſie alle Vortheile gelehrt, ihren erſten Mann zu betrügen: nun wird ſie dieſe wider ihn anwenden. Er weiſs das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne ſich ſelbſt zu verdammen. Eine Eiferſucht von dieſer Art muſs eine Hölle, und ihm deſto ſchrecklicher ſeyn; denn er fühlt, daſs er ſie verdient hat. Ein jeder Blick von ſeinen Bekannten iſt für ihn eine Spötterey. Man flieht ſeinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen ſeiner Verbrechen auf die Galeeren geſchmiedet iſt.

Viel-

Vielleicht wäre seine Strafe ihm nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtigt würde. Aber er empfindet sie ganz allein, da diese sich ihren Ausschweifungen ohne [illegible]ngste Sorge überlassen darf. Denn nun [illegible]t sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue [illegible]mals von ihrem itzigen Manne getrennt [illegible] werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, dass dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unsrer galanten Jugend anrichten! Was für Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heirathen müsste? Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würde zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen

haben, ſich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche ſie beym Leben des erſten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige iſt vergnügt geweſen. Der Mann war unter [illegible] glücklichſte, der zuerſt ſtarb. *

Ich habe für nöthig angeſehn, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da dieſe Nachricht zu einem neuen Beweiſe dienen konnte, daſs alte Liebe hauptſächlich nur bey unverheiratheten Perſonen nicht roſtet, bey dem Zwange der Ehe aber ſehr leicht verroſtet.

Eine Hand wäſcht die andere.

In dieſem Sprüchworte liegt der Grund aller geſelligen Pflichten, und aller daraus entſpringenden Glückſeligkeit der Menſchen. Unſere Philoſophen mögen gleich ganze Laſten moraliſcher Quartanten auf einander häufen, ſo werden ſie doch darinnen weiter nichts

* Man ſieht wohl, daſs Herr Anton Panſa dieſes in Weſtphalen geſchrieben hat. Wäre er in Sachſen geweſen, ſo würde er es mit mehrerer

nichts ſagen können, als was uns dieſes einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieſes in ſeinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorſicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann ſeines Glückes gewiſs ſeyn. Er wird bey mittelmäſsigen Talenten groſs, und wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt ſeyn. Verſäumt er aber die groſse Pflicht, auf die uns dieſes Sprüchwort weiſt; ſo iſt er unvermeidlich verlohren. Ohne dieſe Tugend ſcheint uns der gröſste Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu ſeyn, der auf Rechnung ſitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenmacher zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergiſst, daſs er auch für andere lebt, und daſs er nicht glücklich ſeyn kann, ohne vorher andere glücklich zu machen, oder, mit unſerm Texte zu reden, wenn er vergiſst, daſs keine Hand ſich ſelbſt waſchen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daſs wir Menſchen ſo verderbt

rer Einſchränkung behauptet haben. Denn in Sachſen, wo man zu leben weiſs, giebt es noch hin und wieder ſolche glückliche Ehebrecher.

derbt nicht ſind, als es uns der finſtre Eigenſinn einiger miſsſüchtigen Moraliſten bereden will. Ich behalte mir vor, dieſes in einer beſondern Abhandlung zu thun, und freue mich [redacted] dann mein menſchenfreundliches [redacted] geben, und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menſchen ſo aufmerkſam nicht ſind, als ich es bin; daſs ich dieſe überführen kann, wie ängſtlich unſere Nebenmenſchen ſich angelegen ſeyn laſſen, in allen Ständen die groſse Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Itzo bitte ich mir nur die Erlaubniſs aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichſten Urſachen anzuſtellen, welche die Menſchen bewegen, andern zu dienen.

Hierzu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäſsige Aufmerkſamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; ſo wird man ſehen, daſs beynahe alle Dienſtgefälligkeiten, welche ein Menſch dem andern leiſtet, vornehmlich in der Abſicht geſchehen, ſich ſelbſt einen noch gröſsern Dienſt zu leiſten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philoſoph erfindet neue

neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advocat zankt sich, und läßt [illegible] gerechte oder ungerechte Sache [illegible] aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt: [illegible] tödtet kein Artzt. Der Poet bewegt [illegible] und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weiß sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich Anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner großen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauern Aufmerksamkeit auch diejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu seyn scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich

von guten Werken nährt. Er verlieſs eine volkreiche Stadt, und zog an dieſen öden Ort, wo ſeine liebreichen Verdienſte gegen den Nächſten [redacted] beſſer bemerkt werden, als unter je[redacted]? Er erquickt von Zeit zu Zeit [redacted] arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verſchiedene Umwege zufliefsen läſst. Er wird es niemals geſtehen, daſs ſie von ihm kommen. Sein Geſicht hat er gewöhnt, zu erröthen, ſo bald man ihm merken läſst, daſs man ihn nur für dieſen unbekannten Vater der Wittwen und Waiſen hält. Er betheuert uns, er ſey dieſer Glückliche nicht, welchem der Himmel ſo vieles Vermögen anvertrauet habe, daſs er andern wohlthun könne. Er betheuert dieſes; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr ſeinen Betheurungen glaubt. Er weiſs die Perſonen ſehr vorſichtig zu wählen, durch die er ſeine guten Werke ausſäet. Allzu verſchwiegen dürfen ſie nicht ſeyn. Er macht ſie geſchwätzig, indem er ſie beſchwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauſcht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieſes ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Te-

ſtament

ſtament einer reichen Betſchweſter oder eines buſsfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die anſehnlichſte Summe dieſem Manne zufällt, der nichts für ſich, ſondern alles für die nothleidenden Armen beſitzt. Die einträglichſten Aemter überläſst man ihm, da man niemanden kennt, der ſie ſo uneigennützig verwalte. Die reichſten Familien halten es für einen Segen, ſich mit ſeiner Familie zu verbinden. Könnte dieſer Heuchler, denn ein Heuchler iſt er, ich kenne ihn beſſer; könnte er durch Straſſenraub mehr verdienen; als er durch ſeine guten Werke verdient. Dieſer fromme Mäkler iſt bey ſeinem heiligen Wucher, den die Geſetze auf keine pro Cent einſchränken, ſo lange ſicher, als er ſich hütet, daſs der eigennützige Heuchler nicht entdecket wird.

Ich fühle es; ich werde zu ernſthaft: Ich predige Buſse, und hatte mir vorgeſetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an dieſen Elenden denken. Meine Leſer werden vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein dieſe Wahrheit ſey, daſs eine Hand die andere wäſcht, und wie ſorgfältig unſere Mitbürger andern Gefällig-

keiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen deſto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Laſt eines Scheffel Meels gebückt zu ſeinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit ſorgſamen Blicken, und trägt einen Theil des rechtlichen Beweiſes in ihrer Schürze. An der linken Hand führt ſie den älteſten ihrer Söhne, welcher ſchon ſtark genug iſt, zwey Hühner zum Opfer zu ſchleppen. Armer Freund! wo willſt du hin? weſſen Hand willſt du waſchen? Wer iſt dein Gegenpart? - - - - - - Einfältiger Tropf! Für ſo viele Hände ſoll dieſes Wenige! Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutſche mit ſechs Pferden, in welcher er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. - - - - - Die Gerechtigkeit deiner Sache? Wie thöricht denkſt du! Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben ſo dumm! Eine gefüllte Börſe thut mehr, als Pergament, und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderſt du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was ſoll des Amtmanns Frau mit dieſem elenden Flachſe machen? - - - Ja, das glaube ich wohl, daß es euch ſauer wird,

wird, ſo viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz, bedenkt es doch ſelbſt! fünf Schragen hartes Holz! Wie geſchwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! - - - - - - Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es beſſer zu verſtehn, ſo geht immerhin. Ich wünſche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwiſchen habe ich doch aus ſeinen Reden ſo viel angemerkt, daſs er von der Wahrheit unſers Sprüchworts: Eine Hand wäſcht die andere, völlig überzeugt iſt. Die Hühner ſollten dem Schreiber. „ Aber warum eben dieſem? „ fragte ich. Je Herr, ſagte der Bauer, er ſteht gut bey der Frau Amtmanninn. „ Und das Meel?„ Das kriegt des Bürgermeiſters Frau! „ Aber wie kömmt dieſe dazu?„ Hum! Unſer Herr Amtmann kann ſie wohl leiden.

Die Logik unſers Bauers iſt gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt ſeinen Schlüſſen. Der Bauer den Schreiber, dieſer die Amtmanninn, dieſe ihren Mann: Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermei-

ſterinn, und dieſe den Amtmann; ſo waſchen dieſe Hände einander in der ſchönſten Ordnung; und gar weibliche Hände, die waſchen ſcharf!

Und da [redacted] verliert der arme Bauer gewiſs. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieſer badet gar. Seine eigennützige Aufmerkſamkeit erſtreckt ſich bis auf die geringſten Perſonen, von denen er vermuthen kann, daſs ſie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angeſehen und wichtig genug iſt, ſein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener iſt der erſte, welchen er auf ſeine Seite zu bringen ſucht. Dieſer elende Menſch, ſo gering er iſt, hat dennoch ſehr vornehme Fehler. Er iſt hochmüthig; denn er hat keine Verdienſte. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, ſo würde er ſich in Rheinweine berauſchen. Er liebt die Geſchenke ſo ſehr, wie ſein Herr. Unſer vernünftiger Beklagte weiſs ſich dieſes alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen ſteigt, grüſst er mit einer beſondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hauſe des Richters iſt die Hand eines Beklagten niemals

male ledig, wenn ſie drückt. Da er die Hand des Allerniedrigſten mit ſo vieler Aufmerkſamkeit wäſcht; ſo kann man ſelbſt errathen, wie legal er die übrig[illegible]ert, auf deren verdientes Wohlwollen, und erkauften Ausſpruch weit mehr, als auf die unmündigen Geſetze, der Ausſchlag ſeines Proceſſes ankömmt. Von dem unterſten Schreiber bis auf den oberſten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geſchenke alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten ſich nunmehr unter einander ſelbſt, ſich von der Billigkeit der Sache dieſes freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erſte Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze groſſe Maſchine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das iſt die Wäſche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu ſagen, da nicht leicht einer von meinen Leſern ſeyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daſs jemand ſo kurzſichtig ſeyn und glauben wird, das Sprüchwort: Eine Hand wäſcht die andre, ſey

ley nur ein juriſtiſcher Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsſtuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Gutheder, überall finde [redacted] in dem ſchmuzigen Zimmer eines [redacted]ern Pedanten iſt er eben ſo gemein, als unter dem freundſchaftlichen Gewäſche fürſtlichen Vorzimmern.

Eiferſucht, bittre Vorwürfe und kritiſche Grobheiten ſind die Fehler, die man uns Schriftſtellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns unrecht; denn, nach einer andern Art von Geſchöpfen, ſind wir Autores unſtreitig diejenigen Creaturen, die einander am liebſten krauen, und ſich unter einander gemeinſchaftlich die Hände waſchen. Ein Scribent, welcher der Welt angeprieſen ſeyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialiſchen Vertraulichkeit ſich vor demjenigen zu beugen, welchen ſeine kunſtrichterliche Monatſchrift in das Recht geſetzt hat, für andre zu denken. Unſer groſſer Ariſtarch - - - ſo ſpricht der Stolz des demüthigen Autors, der von ſeiner Gröſſe überzeugt genug iſt, der aber wegen der Unwiſſenheit der Welt den angeſehenen Mann zu ſeinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu deſſen Füſſe, und ſchmeichelt

eheit ihm die richtende Hand. Dieſer müſste ein Herz von Bley, und Dinte in den Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung ſeines Collegen froſtig und unempfindlich bleiben ſollte. *Wir haben [illegible] das Vergnügen, unſerm Vaterlande zu der [illegible]lichen Gelehrſamkeit des ſchon durch viele Schriften verzweigten, und unſern witzigen Nachbarn ſchrecklich gewordenen Herrn N. Glück zu wünſchen &c. &c.* So muſs es in den nächſten vier Wochen heiſsen, und heiſst es nicht ſo, ſo Gnade der Himmel unſerm groſsen Ariſtarch! Der gebückte Autor wird ſich in die Höhe richten; er wird auf ſeinen angebetenen Herold verachtend herabſehn, und der Welt vorſchreyen, wie ſtolz und unwiſſend dieſer parteyiſche Richter ſey, welcher ſich anmaſse, die Schlüſſel der Ewigkeit an ſich zu reiſsen.

Auf dieſe Art waſchen die Gelehrten einander die Hände. So loben ſie ſich, und ſo ſchimpfen ſie ſich. Denn das muſs man wiſſen, daſs ſie in beydem gleich ſtark ſind. Aber die Unſterblichkeit iſt auch hier das Geringſte, worüber man kämpfet. Sollte dieſes nicht dergleichen Heftigkeiten entſchuldigen, da man gegen die Kutſcher ſo nachſehend und bil-

billig iſt; welche ſich oft, über weit geringere Sachen, beynahe noch gröſsre Grobheiten ſagen?

Ich finde [redacted] meiner Familie einen Aufſatz, welcher den Titel hat: Kirchengeſchichte von Mancha. Mein Urältervater hat ihn nicht geſchrieben; ſo viel weiſs ich, und das wiſſen alle diejenigen, die ſeine Geſchichte geleſen haben. Denn er war einer von den groſsen Geiſtern, welche nichts ſchrieben, und deſto mehr dachten. Ich halte es für die Hand ſeines Eidams Pedro, oder auch ſeiner Marie. Dem ſey wie ihm wolle; denn dieſe und viele andere Familien-Kritiken ſind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören. Genug, es iſt eine Kirſchengeſchichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutſchen Leſer werden den Spaniern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs dieſelben eben ſo wohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wiſſen. In dieſer Kirchengeſchichte alſo werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geiſtlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Qui-

Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischofe zu Toledo an, und geht bis auf den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer zu Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudringen. Selbst die Angeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrn vom Orte, hat einen grosen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergernis erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, dafs sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringet mich auf die Vermuthung, dafs sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich, hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe; so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche

nichts

nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch dieſe ſind eben ſo geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu unterſuchen; [illegible] ihren Beruf nicht allemal erbaulich [illegible]

Wer die wichtige Kunſt, die Hände zu waſchen, in ihrer Vollkommenheit ſehen will, der muß auf diejenigen Acht geben, welche die groſſe Welt vorſtellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, ſind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, ſo bald man ſeine Aufmerkſamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben ſo oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine jede Handlung, die ſie vornehmen, wenn man ſie recht betrachtet, iſt nichts anders, als die Beſchäfftigung, andern die Hände zu waſchen, damit ſie die ihrigen wieder waſchen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; ein unterthäniger Diener fodert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öffentlichen Geſellſchaften redet man von demjenigen Gutes, den man in ſeinem Herzen, oder in der Geſellſchaft weniger Freunde ſo ſehr verachtet, als er es verdient. Warum? Die Un-

Unverſchämtheit dieſes Mannes kann uns bey dem gefährlich ſeyn, der unſer Glück in ſeinen Händen hat. Er ſoll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in ſeiner Stadt kennen will, ſo bald ich ihn eigennützig nenne, verſpielt in einem Abende mit einer gelaſſenen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präſidenten. Man wundert ſich; aber man weiſs nicht, daſs er im Begriffe iſt, mit Erlaubniſs des Präſidenten ſein Amt zu verkaufen, und ſich für ſeinen zehenjährigen patriotiſchen Müſsiggang eine Penſion von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird ſie gewiſs erhalten; denn die Gemahlinn verſteht das Spiel, und ſie iſt Präſident.

Die Gaſtfreyheit des fürſtlichen Beamten ſetzt euch in Verwunderung! Er iſt prächtig! Alle, die mit ihm ſpeiſen wollen, empfängt er mit offenen Armen; er läſst den Wein in euern Keller ſchaffen, ohne daſs ihr es vorher wiſst. So lange er auf der Meſſe zu Frankfurt ſich aufhält, ſo lange iſt ſeine Tafel die offne Tafel für alle Diener ſeines Prinzen, und für alle ihre Freunde. Iſt das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! aber wiſst ihr nicht, daſs

der

der Prinz tractirt, und niemals der Beamte? Wer ſoll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen, ohne ſich ſelbſt um ſo viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß vieler auf ſich zu laden, welche unmöglich reden können, da ſie das Maul voll haben? Leben und leben laſſen! Damit beruhigen ſie ihr Gewiſſen, und werden fett.

Aus dieſem kurzen Abriſſe kann man ſehen, daß in dem Sprüchworte: Eine Hand wäſcht die andere, die Philoſophie des Hofs, und alles begriffen iſt, was der Menſch braucht, ſein Glück zu machen.

Wie können alſo diejenigen verlangen, glücklich zu ſeyn, welche zu ungeſchickt, oder zu eigenſinnig ſind, die Vorſchriften dieſes Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, ſich ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgeſperrtem Maule. Dieſer ſtolzen Unbewegſamkeit wiſſen ſie verſchiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug ſind, die aber ſogleich verſchwinden, wenn man genauer auf ſie Ach-

Achtung giebt. Der Hochmuth iſt wohl die gemeinſte Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienſte; ſie verlangen alſo, daſs ſie die Welt auch kennen und belohnen ſoll; und thut ſie es nicht, ſo iſt ein Unglück für die Welt, welche dieſe groſsen Verdienſte nicht zu gebrauchen weiſs. Sie ſehen, daſs andere, welche, wie ſie glauben, gar keine Verdienſte haben, dennoch empor kommen, da ſie durch allerley Dienſtbefliſſenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wiſſen, bey denen es ſteht, ihr Glück zu machen. Dieſes ſehen ſie mit neidiſchen Augen; aber uns wollen ſie bereden, daſs ſie ſich ſchämen, ſo niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geſchicklichkeit und Verdienſten; ſo gewinnen ſie wenigſtens dadurch, daſs ſie der verderbten Welt Schuld geben, welche Verdienſte nicht kennt, nicht ſucht, und nicht belohnet. Bey vielen iſt die Unterlaſſung der Pflicht, andern die Hände zu waſchen, ein unvorſichtiger Eigennutz. Sie vervortheilen ihre Obern vielleicht eben ſo ſehr, als diejenigen, welche leben und leben laſſen; aber ſie wollen dieſe Vortheile allein genieſſen; und wenn ſie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen geſtört werden, welche allemal gerecht

recht ſind, wenn ſie nicht einen Theil von der Beute bekommen: ſo klagen ſie den Himmel an, daſs dieſer nicht, zu Rettung der Unſchuld, ihren hungrigen Feinden den Mund geſtopft habe; eine Sache, die ſie ſelbſt hätten thun können, ohne ſie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiſs, ob ich dieſes Sprüchwort für wahr halten, oder glauben ſoll, daſs es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigſtens ganz aus der Mode gekommen ſey.

Alle Weltweiſen, in der unendlich langen Reihe, vom groſsen Sokrates bis auf unſern kleinen - - - * tummeln ſich mit dieſer alten Wahrheit, an der ſie innerlich ſelbſt zweifeln, weil ein Philoſoph gar ſelten die moraliſchen Wahrheiten glaubt, die er andere lehrt.

Und

* Eine jede philoſophiſche Secte hat die Freyheit, dieſe Lücke auszufüllen.

Und wo ſoll ich den Beweis von der Wahrheit dieſes Sprüchworts hernehmen, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daſs man es für ungegründet hält; und wenn ich ſo viel Menſchen vor mir ſehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als ſie in ihrer Jugend gewohnt geweſen ſind?

Glaubte die Welt, daſs die erſten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluſs in den übrigen Theil des Lebens hätten; ſo würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, ſehr unverantwortlich handeln, daſs ſie dieſe Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man faſt in allen Familien, und in den meiſten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt dieſe Folgen nicht glaubt; ſo iſt es ſehr billig, dieſen Leichtſinn zu entſchuldigen, der ohnedem nunmehr eine Art des Wohlſtandes, und eine Hauptregel von derjenigen Kunſt geworden iſt, ſo heut zu Tage die Kunſt zu leben heiſst. Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einſicht der Menſchen zu loben, welche ſich die Pflichten der Erziehung ſo bequem

zu machen wiſſen, und der guten Natur alles überlaſſen, ohne ſich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühſam iſt man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verſchiedne Thiere in Zeiten an Bewegungen oder Töne zu gewöhnen, die uns beluſtigen können! Es würde ganz vergebens ſeyn, dergleichen Unterweiſungen alsdann erſt vorzunehmen, wenn dieſe Geſchöpfe alt geworden ſind; ja es würde gar lächerlich ſeyn, wenn man dieſe Sachen und Dienſte von ihnen fodern wollte, ohne ſie dazu anzugewöhnen. Alles dieſes räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieſes, daſs man mit der Jugend auch ſo mühſam und ſorgfältig verfahren müſſe? Das heiſst die Vorzüge der Menſchheit beleidigen, und vernünftige Geſchöpfe bis zum Viehe herab ſtoſsen.

Nur die Vernunft unterſcheidet uns Menſchen von dem unvernünftigen Viehe; müſſen wir etwann dieſen Unterſchied erſt durch die Erziehung erlangen? Müſſen wir durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden

den wir von dem Viehe in den erſten Jahren unterſchieden ſeyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig ſind! Ich erſchrecke, wenn ich dieſen verwegnen Gedanken weiter nachdenke. Sonſt dachte ich auch ſo, ich läugne es nicht; ich war ſo einfältig zu glauben, daſs die Erziehung Menſchen mache, daſs ein Menſch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterſchieden ſey. So dachte ich ſonſt; aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich ſchäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden gebohren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeiſter, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen, und Väter des Vaterlandes? Iſt es nicht zu pedantiſch, wenn man glaubt, nur an Poeten verſchwende die Natur ihre mütterliche Vorſorge, und ſey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebohrnen Poeten gewiſs verhungern müſsten? Welches Geſchöpf iſt in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig iſt, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener gebohren, und dieſer ſoll erſt durch die Kunſt erzwungen werden?

Es folgt alſo hieraus, daſs die Natur alles thut, daſs die Erziehung ganz überflüſſig, wenigſtens in dem Falle nicht nöthig iſt, wo man nur die vornehme Abſicht hat, angeſehen, groſs und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umſtände ſetzet, daſs wir Verſtand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeſchickten Einwurf noch immer nicht verſchmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Geſetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben ſo mühſam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daſs man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daſs es der Koſten und Mühe wohl werth ſey, die man darauf wenden muſs?

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was iſt Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlinn. Ihr Hühnerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müſste Sie nicht kennen, ich müſste nicht eine Stunde lang bey Ihnen geweſen ſeyn, wenn ich nicht wüſste, daſs Ihnen Pferd und Hund lieber ſey, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gna-

Gnaden; wie unendlich ist Ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadelichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Messe noch sehr wohl, da Sie Ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller ihrer Freunde auf. Sie brauchten drey Tage Zeit, ehe Sie Sich zu diesem Kaufe entschliessen konnten, und nunmehr sind Sie von Ihrem guten Kaufe so entzückt, dass Sie uns Stunden lang mit den Tugenden ihres Apfelschimmels unterhalten. Von Ihrer Gemahlinn reden Sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden Sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen Sie noch itzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig. Denn Sie heiratheten sie weder zum Umgange, noch zur Wirthschaft, sondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Diesen grosen Endzweck haben Sie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und Sie haben alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten können. Es ist wahr, Ihre Gemahlinn ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich des Armuths, und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist grosmuthig, ohne stolz zu seyn,

Es folgt alſo hieraus, daſs die Natur alles thut, daſs die Erziehung ganz überflüſſig, wenigſtens in dem Falle nicht nöthig iſt, wo man nur die vornehme Abſicht hat, angeſehen, groſs und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umſtände ſetzet, daſs wir Verſtand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeſchickten Einwurf noch immer nicht verſchmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Geſetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben ſo mühſam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daſs man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daſs es der Koſten und Mühe wohl werth ſey, die man darauf wenden muſs?

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was iſt Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlinn. Ihr Hühnerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müſste Sie nicht kennen, ich müſste nicht eine Stunde lang bey Ihnen geweſen ſeyn, wenn ich nicht wüſste, daſs Ihnen Pferd und Hund lieber ſey, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gna-

Gnaden; wie unendlich ist Ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadelichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Messe noch sehr wohl, da Sie Ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller ihrer Freunde auf. Sie brauchten drey Tage Zeit, ehe Sie Sich zu diesem Kaufe entschliessen konnten, und nunmehr sind Sie von Ihrem guten Kaufe so entzückt, dafs Sie uns Stunden lang mit den Tugenden ihres Apfelschimmels unterhalten. Von Ihrer Gemahlinn reden Sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden Sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen Sie noch itzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig. Denn Sie heiratheten sie weder zum Umgange, noch zur Wirthschaft, sondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Diesen grofsen Endzweck haben Sie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und Sie haben alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten können. Es ist wahr, Ihre Gemahlinn ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich des Armuths, und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist grofsmuthig, ohne stolz zu seyn,

ſie iſt eine liebreiche und ſorgfältige Mutter, eine gute Chriſtinn - - - Geduld, gnädiger Junker, wie verdrüſslich ſehen Sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Gemahlinn ſagen - - - Was das für ein Apfelſchimmel iſt! Wie die Schenkel arbeiten! Er geht, als wenn er tanzte. Welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortrefliches Gebäude! - - - Sind Sie nun wieder beſänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn - - - Nein, gewiſs nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächſt heran; die Jahre kommen, wo er eine anſtändige Erziehung nöthig hat. Sie müſſen ihm einen Hofmeiſter halten. Gelehrt ſoll er nicht werden: das wird er ohnedem ſo geſchwind nicht; nur darf er nicht ſo unwiſſend bleiben. Er muſs Sprachen lernen; er muſs fechten und tanzen lernen; Sie müſſen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt. - - - O! Sie verſtehn mich unrecht, gnädiger Herr, laſſen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig. Ich kenne ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedanterey nicht, da haben Sie völlig recht; aber,

der

der Hof - - - Verſtehn Sie mich - - - es iſt freylich ſchlimm genug, aber es iſt einmal ſo: Der Hof will ſchlechterdings haben, daſs unſere Cavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen ſind, als Füchſe zu graben; vernünftige, gelehrte, geſchickte Männer will er haben, und nicht adeliche Bauern. Der Hof ſagt das; ich ſage es ja nicht. Es koſtet etwas Geld; freylich koſtet es Geld; aber was Sie an Seine Erziehung wenden, iſt ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Laſſen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr - - - Mein Gott! wie können Sie ſo hitzig ſeyn! - - - Sa! *Perdrix! apporte! apporte!* Das iſt ein prächtiger Hühnerhund! Wie ſchön er behangen iſt! wie ſchön er gezeichnet iſt! Der muſs theuer geweſen ſeyn, und Ihnen viel koſten, ehe er ſo vollkommen abgerichtet worden iſt - - - Zehn *Louis d'or?* Iſt das möglich? aber dafür haben Sie auch einen Hühnerhund, der Ihrem Revier Ehre macht?

Was glauben meine Leſer? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich ſollte es wohl meinen. Und wenn es nun nach ſeinen Grundſätzen wahr iſt, daſs ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtſchaffene Frau,

und eine redliche Mutter werden, daſs ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand, und Gelehrſamkeit meint; wenn dieſes wahr iſt; wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute gebohrig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Vorſorge der Natur genügen läſst, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bey ihm iſt alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater liefs es unſerm Junker Hanns weder am Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daſs er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoſs dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Ha-

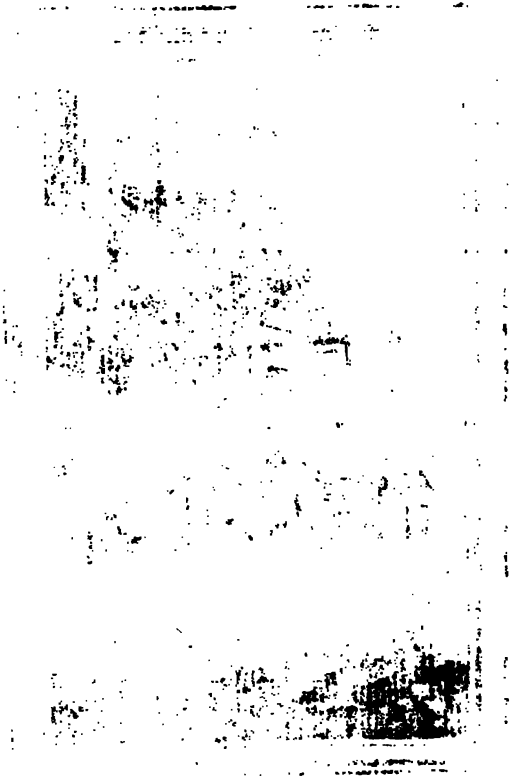
S. H. Grim inv.

C. G. Guttenb. sculp. 1768

und eine redliche Mutter werden, daſs ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand, und Gelehrſamkeit nennt; wenn dieſes wahr iſt; wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute nöthig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Vorſorge der Natur genügen läſst, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bey ihm iſt alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater lieſs es unſerm Junker Hanns weder am Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daſs er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoſs dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Ha-

S. H. Grim inv. C. G. Guttenb. sculp. 1766.



Haſen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Dieſe Ritterübung trieb er bis ins zwölfte Jahr, da ſich der Vater entſchloſs, ihm zu allem Ueberfluſs ſo viel Unterricht geben zu laſſen, als nöthig war, ſeinen Namen zu ſchreiben, und Geſchriebnes zu leſen. Der Schulmeiſter quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war ſchon ziemlich weit in beydem gekommen, als der Vater ſtarb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Koſten nicht weiter dran wenden, und in der That ſchickte ſichs auch nicht, daſs ſo ein anſehnlicher Landſtand in die Schule gieng. Was er als Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu wiſſen nöthig hatte, verſtund er nach ihrer Meinung ſchon. Er konnte eſſen, trinken, ſchlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bey einem gnädigen Fräulein ſchlafen; um deſswillen lieſs er ſich mündig ſprechen, nahm die Güter an, und heirathete. Sollte man wohl glauben, daſs Junker Hanns bey dieſer Erziehung derjenige geworden iſt, den ſeine Nachbarn wegen ſeiner guten Tafel lieben, wegen ſeiner vortreflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einſicht bewundern, und wegen der Unvorſichtigkeit, mit wel-

cher er bey Tiſche wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle dieſe Vorzüge nicht, wenn er ärmer gebohren, und ſorgfältiger erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführt habe, wird hinreichend ſeyn, zu beweiſen, daſs man, wenigſtens in der groſsen Welt, eine mühſame Erziehung der Jugend für überflüſſig hält; daſs man glaubt, die Natur bilde die Gemüther ſchon ſelbſt, ohne dieſe Erziehung; daſs man ſich die geringſte Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluſs in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt iſt.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe ſich die Mühe, und prüfe die Kinderzucht ſeiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeiſten beſtätigt die Erfahrung, daſs das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt

alt gethan, gar keine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter, und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch, und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: hätte man nicht glauben sollen, dass er sich bis in sein Alter damit beschäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er ware im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, dass er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu; er wusste sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstrafse zwischen einer pedantischen Sclaverey und einer ausschweifenden Freyheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von

jener riſs er ſich mit einer jugendlichen Wildheit los; in dieſe ſtürzte er ſich blindlings. Den Hofmeiſter jagte er auf eine ſchimpfliche Art von ſich, und verſchwur zugleich alles, was zur Gelehrſamkeit und zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehört. Dieſen Schwur hielt er Zeitlebens ſo heilig, daſs er dümmer ſtarb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er ſcheute ſich noch immer vor ihr, aber er floh ſie. Und, da er merkte, daſs er ſich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, ſo fieng er an, ſie zu verachten, und endlich ſpottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanſtändige Weiſe. Er konnte es nicht vergeſſen, daſs er zum Gebete ſo oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn weiter niemand dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; ſo wie ein Rad ſich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks beweget. Nach und nach ward er in ſeiner maſchinenmäſsigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in kurzem leichtſinnig. Die Geſellſchaft roher Jugend brachte ihn ſo weit, daſs er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engländer in die Hände, der in London ein Narr,

und

und in Deutſchland ein witziger Freygeiſt war. Dieſer zeigte ihm auf die luſtigſte Art von der Welt, daſs die ganze Religion ein Geſpenſt für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen ſey. Was konnte unſerm unglücklichen Grafen angenehmer ſeyn, als dieſe Entdeckung, welche ſeinen innerlichen Haſs gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er ſeinen Engländer, trank Punſch, und ſpottete über die chriſtliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er dieſen wichtigen Schritt gethan hatte, ſo bald waren ihm alle Verbrechen geringe, zu denen er hingeriſſen ward. Sein ganzes Leben war ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten, und laſterhaften Ausſchweifungen, die ihn ſehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er ſtarb endlich mit der Angſt eines Menſchen, der ſich wider die innern Regungen ſeines Seele ſo lange Zeit Mühe gegeben hat, ſich und andere zu bereden, daſs kein Gott ſey. Dieſer Elende, welcher ſeine erſte Jugend unter gelehrter Pedanterey und einer übertriebnen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte, und ſtarb endlich als ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften, und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie

Ju-

Julian; und wie Julian ſtarb er, nur unwiſſender, und nicht ſo vornehm verſtockt!

Was für ein Lärm entſteht unter meinen Fenſtern? Ich höre die gebieteriſche Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer ſitzt in dieſer vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen! Ich brauche Ihr Bild.

Dieſer prächtig geputzte Klumpen Fleiſch beſchäftigt die Hände von ſechs Bedienten; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er ſey gebohren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles das vergeſſen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küſste, wenn er von ihrer Groſsmuth ſeinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienſtfertig und ſparſam; der Sejan, der itzt mit einer finſtern Strenge diejenigen beleidigt, denen er ſeinen Dienſt verſagt, und auch die mit ſeinem Stolze demüthigt, denen er ſeinen Dienſt nicht hat abſchlagen können. Seine Sparſamkeit war eine Folge des Mangels, und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberfluſſe, er verſchwendet alſo bey aller Gelegenheit, aber nur

da

da nicht, wo er durch eine mäſsige Freygebigkeit groſsmüthig und edel ſeyn könnte. Die Verfolgungen, welche ſeinen Vater unſchuldiger Weiſe trafen, erweckten in ihm einen billigen Abſcheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an; und itzt läſst er unſchuldiger Weiſe die Strenge ſeiner Rache unzählige Unglückſelige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen fliehen, und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in ſeiner Jugend im Schooſſe der Muſen erzogen. Nun ſchämt er ſich ihrer, ſieht verächtlich auf ſie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daſs er gelehrt geweſen ſey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muſs, wenn er ein guter Bürger, und ein rechtſchaffener Mann ſeyn will. Er verlangt beydes weiter nicht zu ſeyn. Für die Religion iſt er itzt zu groſs; er giebt ſich Mühe, ſie zu verachten, weil ſie ihm nicht zuläſst, daſs er ſeine Bosheiten ruhig genieſse. Mit einem Worte: Sejan war in ſeiner Jugend demüthig, dankbar, dienſtfertig, auf eine anſtändige Art ſparſam, mitleidig; ſein Herz war freundſchaftlich, ſeine

See-

Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Itzt, da er vornehm und älter geworden, nun iſt er dieſes alles nicht mehr; man haſst ihn.

Das iſt ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie Sich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückſelige! Wie ſehr wäre ihm zu wünſchen, daſs er noch in ſeinem Alter das thun möchte, woran er in ſeiner Jugend gewöhnt worden iſt!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum ſchleicht, und ſich in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüſsen Sie ihn, er kann Ihnen nicht dankſen; denn er trägt unter dem Mantel in beyden Händen die Käſe und die Wurzeln, die er ſelbſt eingekauft hat, um ſich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daſs er ſey? Urtheilen Sie nicht nach ſeiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zeriſſenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehen tauſend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieſs ſo viel baares Geld, daſs er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und

noch

noch ist alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, dafs er in seinem acht und sechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könne. Seine nächsten Anverwandten [illegible] leben ihm darben. Er läfst sie nichts von seinen Schätzen genieſsen: denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so [illegible] werden lassen; und den Anschlag, [illegible] sich an widersetzen, das hält [illegible] Geiz für eine grofse Sünde. Er weifs, dafs seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deswillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, dafs man in jenem Leben weder Nahrung noch Kleider braucht: so wünschte er sich freylich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn es sich nur nicht vor den Begräbnifskosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, dafs sie den Geistlichen zuläfst, so viel Unkosten für ein kleines Grab zu fordern. Die Erde ist ja des Herrn, wie er immer seufzet, und ihm wäre es daher einerley seyn, ob man ihn auf dem Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte. Seiner Schwester Sohne, einem vernünftigen und geschickten Manne, hat er ihm

den

den Fluch gegeben, weil er wider ſeinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieſer aus einer guten Abſicht, und ſeine Freundſchaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, ſo ſchwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu beſänftigen, als durch die Erklärung, daſs er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weiſe ſorgen ſollte. Den Wein flieht er, wie die Peſt; wenigſtens auf ſeiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen ſieht, ſo ſchüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keuſches Herz gegeben hat, welches alle üppige und koſtbare Laſter verabſcheut. Die Kleiderpracht iſt ihm was ſchreckliches; man kann es wohl aus ſeinem Anzuge ſehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verſchwender ihre geſtickten Kleider bey ihm verſetzen. Er thut dieſes allemal mit einem jüdiſchen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend auſſer Stand ſetzt, ſich durch Hoffart in Kleidern zu verſündigen. Nach der Verſchwendung iſt ihm das Spielen die gröſste Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, ſo weicht er

mit

mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, dafs der Teufel dahinter ſtecke, und auf ſeine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr ſtehen; das hat er mir geſtern ſelbſt geklagt, da man ihn beredet hatte, dafs ein ſtarker Schofs von den Köpfen, ohne Anſehen des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden ſolle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächſten Termine zu ſich nehmen; und wenn er ihm ja ſein kümmerliches Leben friſten ſollte, ſo könne er doch ganz unmöglich von ſeinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müſste.

Dieſer niederträchtige Greis iſt in ſeiner Jugend der gröſste Verſchwender geweſen. Von ſeinem fünfzehenten Jahre an hatte er ſich in die koſtbarſten Ausſchweifungen geſtürzt. Sein Vater kränkte ſich über dieſen ungerathenen Sohn, und ſtarb. Die Hälfte des hinterlaſſenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten ſeines Vaters durch die hungrige Dienſtfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr ward die andere Hälfte in der Geſellſchaft der lüderlichſten Weibsperſonen, und

und der niederträchtigſten Schmarotzer verpraſst. Seine Anverwandten merkten, daſs er nur noch einen Schritt bis zur äuſſerſten Armuth zu thun hätte, und ihnen hernach zur Laſt fallen würde. Sie ſtellten dieſes der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verſchwender, in das Zuchthaus. Die koſtbaren Kleider, und das prächtige Hausgeräthe, ſo noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Capital daraus, wovon er ſehr nothdürftig leben ſollte.

Auf dieſe Art brachte er ſechzehen Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia ſtarb, und ihm ein anſehnliches Vermögen hinterlieſs. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeſchloſſen zu halten. Er ward frey gelaſſen, und von dieſem Augenblicke an hat er ſo gelebt, wie er itzt lebt.

Wer hätte glauben ſollen, daſs aus dieſem unſinnigen Verſchwender ein ſo niederträchtiger Wucherer werden ſollte?

Hier habe ich unter ſo vielen hundert Exempeln nur drey gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend ſeyn werden, deutlich

lich zu beweiſen, daſs die Wahrheit des Sprüchworts: Jung gewohnt, alt gethan, gar nicht allgemein iſt.

Und dieſes deutlichen Beweiſes unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter geweſen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken, und mich unter meinen Mitbürgern aufmerkſamer umzuſehen.

Es ſind mir ſo viele in die Augen gefallen, welche die guten und böſen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym erſten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden; ſo wird man doch bey einer genauern Unterſuchung merken, daſs es eben die Leidenſchaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anſtriche ſind: So wie das Geſicht des Greiſen in Anſehung der Hauptlineamente noch eben das Geſicht iſt, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Anſehen gegeben.

Wer ſollte glauben, daſs die Frau Richardinn, dieſe alte Betſchweſter, noch in die-

dieſem Augenblicke eben die feine Buhlerinn iſt, die ſie vor fünf und dreyſsig Jahren war? Damals ſchminkte ſie ſich, um ſchön zu ſehen; itzt thut ſie es nicht, um den heuchleriſchen Ruhm einer frommen und einfältigen Chriſtinn zu erlangen. Ihre ſchmachtenden Blicke flatterten in Geſellſchaften, und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen. Dieſe Bewegungen ſind ihre Augen einmal gewohnt; ſie können noch itzt nicht ruhen; und weil die verderbte Welt dieſe matten Augen nicht weiter bemerken will, ſo wälzen ſie ſich andächtig herum, und ſehen gen Himmel. Man gebe einmal auf ſie Acht, wenn ſie in ihrem Betſtule knieet, den ſie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche, und vor den Augen des Prieſters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf ſie Acht. Wenn die ganze Verſammlung ſtille iſt, ſo wird man hören, daſs ſie mit den groſsen ſilbernen Schlöſſern ihres Gebetbuchs eben ſo künſtlich rauſcht, als ſie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren ſeufzete ſie; ſie ſeufzt noch itzt. Damals ſang ſie verbuhlte Lieder, und lachte: was ſoll ſie nun thun? Sie ſingt noch, und weint, nicht über ihre Sün-

Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigsten Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie allein gefallen: Hat sie wohl eine andere Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe, lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden betäubte, und bey allen Gelegenheiten allein plauderte; hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihrem gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig, und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit, und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; itzt wählt sie eine unansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häslichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardinn ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige, und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühlinge

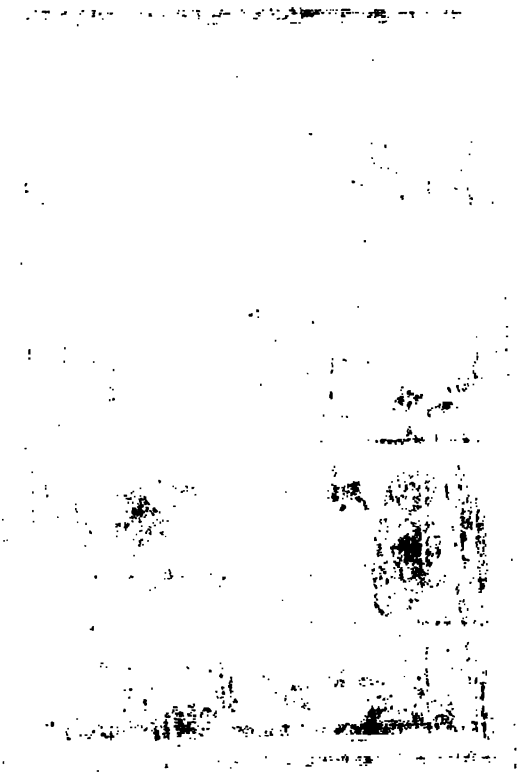
ihrer Jahre war; der einzige Unterſchied iſt dieſer: In ihrem zwanzigſten Jahre buhlte ſie mit der Welt, im ſechzigſten buhlt ſie mit dem Himmel.

Bey Meſſalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daſs ſie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die ſie in ihrer Jugend geweſen. Sie war das ſeltene Beyſpiel einer ſtandhaften Jungfer, welche ſich niemals hat entſchlieſsen können, eine Mannsperſon ganz und gar zu heirathen. Dieſes hinderte ſie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigſte in einem beſtändig abwechſelnden Eheſtande zu leben. Der Reiz verſchwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte ſie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen, und ihr den letzten Dienſt leiſten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdann lieſs ſie ſich den Spiegel vors Bette ſetzen, ſchlug den ſparſamen Reſt ihrer grauen Haare in Lock., druckte zwey kleine verrätheriſche Muſchen zwiſchen die Runzeln an den Augen, lächelte ſich im Spiegel beyfällig an, und ſchob das Halstuch nachläſsig zurück.

Durch

J. H. Grim. inv.

C. G. G. sc.



Durch dieſe Zubereitung zu ihrem Ende erkältete ſie ſich, und ſtarb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym erſten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieſer geſchmückten Mumie allerdings ſehr erſchrack.

Da ich noch in Leyden war, ſtarb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menſchen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte ſie von ihrer Mutter, daſs ſie ſich ſehr gern, ſehr ſorgfältig, und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieſer Fehler war noch zu entſchuldigen, da ſie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wolluſt, ſondern blos aus Angewohnheit that, nur, ſich zu putzen. Sie war eben ſo vergnügt, wenn ſie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verſchwendete nichts; denn ihr Putz war ſehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menſchen redete ſie in Geſellſchaft Böſes; aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, und dergleichen artigen Tändeleyen redete ſie beſtändig. Unter dieſer angenehmen Beſchäfftigung brachte ſie ihr ſechs und dreyſsigſtes Jahr heran, da

ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daſs der Arzt aufrichtig geſtund, es ſey unmöglich, daſs ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Botſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte, und mit ſo vielem Geſchmacke gelebt hatte? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzu ſehr bewegt, als daſs er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fodern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäſslichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor; und zeigte aus verſchiedenen Zufällen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich die Möglichkeit ſey. Bey dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf; und nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punct, welcher ſo kützlich zu ſagen war; und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen zubereitet hatte, ſo wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich ſter-

ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreyſsigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medicus? Sie ſah ſich wild in der Stube um; ſie erblickte ihren Mann, und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen; aber ſie war auſſer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede, und hieſs ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht! rief ſie. Bin ich allein die Sünderinn, die ſo früh ſterben ſoll? Sie drückte ihrem Manne die Hände, und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war, und in das nächſte Zimmer gieng. Inzwiſchen kam der Arzt. Sobald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? Muſs ich ſterben? Der Arzt ſchwieg, und zuckte die Achſeln. Sie verſtand dieſe traurige Sprache. Verräther! durch ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulſe greifen; ſie ſtieſs ihn von ſich, und hüllte den Kopf in das Bette. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die Angſt der

ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daſs der Arzt aufrichtig geſtund, es ſey unmöglich, daſs ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Botſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte, und mit ſo vielem Geſchmacke gelebt hatte? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzu ſehr bewegt, als daſs er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fodern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäſslichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor; und zeigte aus verſchiedenen Zufällen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich die Möglichkeit ſey. Bey dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf; und nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punct, welcher ſo kützlich zu ſagen war; und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen zubereitet hatte, ſo wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich

ſter-

ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreyſsigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medicus? Sie ſah ſich wild in der Stube um; ſie erblickte ihren Mann, und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen; aber ſie war auſſer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede, und hieſs ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht! rief ſie. Bin ich allein die Sünderinn, die ſo früh ſterben ſoll? Sie drückte ihrem Manne die Hände, und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war, und in das nächſte Zimmer gieng. Inzwiſchen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? Muſs ich ſterben? Der Arzt ſchwieg, und zuckte die Achſeln. Sie verſtand dieſe traurige Sprache. Verräther! durch ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulſe greifen; ſie ſtieſs ihn von ſich, und hüllte den Kopf in das Bette. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die Angſt der

Verzweiflung, mit der ſie rang. Der Arzt verſicherte uns, daſs dieſes ihren Tod beſchleunige, und daſs ſie, bey dieſen heftigen Erſchütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren auſſer uns. Endlich trug man es mir auf, ſie zu beſänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen, und ihr den Tod ſo geputzt zu zeigen, als es möglich ſeyn wollte. Ich näherte mich ganz gelaſſen ihrem Bette. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah mich ſchüchtern an. Sind ſie auch ein Bote des Todes? Ja, ich will ſterben, ich Unglücklicbe, ich will gern ſterben! Das ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen. Vielleicht iſt dieſe Furcht noch zu früh; war meine Antwort. Meinen Sie, Herr Schwager, ſollte ich wohl noch leben können? Iſt dieſe Furcht noch zu früh? Sie ſind doch ein rechtſchaffener Freund von mir; mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben Sie in der That noch, daſs Hoffnung übrig iſt? Aber ſchmeicheln Sie mir nicht. Bey dieſer Anrede merkte ich gar deutlich, daſs ihre Seele die letzten Kräfte ſammelte, die Freude auszudrücken, die ſie über ein längers Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieſes vortheilhaf-

haftes Augenblickes, ſetzte mich an ihr Bette, und faſste ſie bey ihrer ſterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daſs vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig ſeyn könnte, daſs wir es alle ſo ſehr wünſchten, als ſie es ſelbſt kaum wünſchen könne, daſs ich als ihr wahrer Freund ganz untröſtbar ſeyn würde, wenn ſie ſterben ſollte. Ich hoffte, es ſolle nicht geſchehen. Weil aber doch ein vernünftiger Menſch ſich auf alle Fälle müſſe gefaſst halten; ſo bäte ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie auf dieſen unverhofften Fall wünſchte, im Sarge angekleidet zu ſeyn. Ich hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo fühlte ich an ihrer Hand, daſs der Puls ſtärker ſchlug. Ihre halb gebrochne Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; ſie lächelte mich mit einer chriſtlichen Gelaſſenheit an, drückte mir die Hand, und ſagte: Wie Gott will! Wir ſind alle ſterblich! Und wenn ich ja ſterben ſoll, ſo beſchwöre ich Sie bey Ihrer Freundſchaft, laſſen Sie bey meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muſs von eichnem Holze ſeyn; aber, Herr Schwager, ja nicht einen ſo ſchlechten fleckichten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Laſſen Sie ihn ſo glatt bonen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr ſie, faſt eine halbe

Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beſchlagung des Sarges, deſſen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, ſo um den Sarg ſtehen ſollten, die Leichenproceſſion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey ſeiner Trauer im erſten Jahre beobachten ſollte, mit einem Worte, die geringſten Kleinigkeiten vorzuſchreiben, die ich nicht verſtand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden ſehr entkräftet; ich bat ſie, ſich zu ſchonen. Lieber Gott, antwortete ſie ſeufzend, laſſen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelſtunde zu leben. Dieſe will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Den ſehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir ſehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne, und meinen lieben Kindern im ſechs und dreyſsigſten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reiſst; ſo wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlas zum Kiſſen nehme. Auf eben die Art ſoll auch der Sarg ausgeſchlagen werden. Ich fühle, daſs ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig iſt doch

unſer

unſer Leben! - - Hier ruhte ſie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daſs man den Geiſtlichen wieder holen möchte. - - - Alſo, mit rothem Atlas ausgeſchlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Commode, im mittelſten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer - - - den haben Sie wohl noch nicht geſehen, Herr Schwager? Sie ſollen ihn gleich ſehen - - - dort liegt ein Stück ſilberner Spitzchen. Mit dieſen wollen wir die Kiſſen, und den Atlaſs im Sarge beſetzen, alles bogenweiſe; ſehn Sie auf mich, Herr Schwager, ſo wie ichs ihnen hier weiſe; (und ſie wies mir es mit den Fingern auf dem Bette) aber ſo, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es iſt ſonſt gar kein Geſchmack darinnen. Die Haare ſoll mir meine Schweſter friſiren laſſen, ſo, wie ich ſie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter ſtund; nur nicht zu weit ins Geſichte; man ſieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber - - - Hier trat der Geiſtliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvater, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daſs ich mich auf alle Fälle faſſen können. Vielleicht friſtet mir der Himmel das Leben noch; inzwiſchen will

ich doch, als eine gute Chriſtinn, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geiſtliche war über dieſe geſchwinde Veränderung erſtaunt, und ſchickte ſich an, ſeine Kranke die letzte Handlung eines ſterbenden Chriſten verrichten zu laſſen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen, und ſie allein laſſen; aber ſie hielt mich feſt beym Rocke, und ſagte ganz ſachte zu mir: Sie müſſen bey mir bleiben; ich habe noch verſchiedenes mit Ihnen zu reden. Ich blieb alſo bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher ſie die Vermahnung des Geiſtlichen hörte, und ihren Tod mit einer zuverſichtlichen Gelaſſenheit zu erwarten ſchien. Ueber dieſer andächtigen Handlung mochte faſt eine halbe Stunde verſtrichen ſeyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und ſie ward ſo matt, daſs ſie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie fragte, wo ich wäre; und ich ſtund bey ihr; aber die Augen waren ſchon trübe. Sie faſste mich wieder bey der Hand. Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte ſeyn. Zu meinem Sterbekleide nehmen Sie alſo weiſsen Atlas, ſo fein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit ſilbernen Spitzen beſe

beſetzen, von dem Muſter, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe - - - Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen! Was ſind wir elende Menſchen doch mit allen unſern weitausſehenden Anſchlägen! - - - Meine Wäſche - - - Hier fiel ſie in eine neue Ohnmacht; aber ſie erholte ſich geſchwind wieder: denn ſie hatte mir noch zu ſagen, daſs ſie nicht wüſste, was ſie für Schuhe anziehen ſollte. Ich ſchlug ihr in der Angſt vor, ſie ſollte die Brautſchuhe nehmen; allein ſie ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte: Die altväteriſchen Schuhe! Endlich wählte ſie ein andres Paar Schuhe, ich weiſs nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel ſie. Es koſtete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeiſter zurück zu bringen. Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte ſie verlohren. Sie winkte ihrem Manne, den ſie zärtlich umarmte. Man führte ihre beyden Kinder ans Bette, denen ſie die Hand auflegte, und einige Thränen dabey fallen lieſs. Gegen die Anweſenden machte ſie eine freundſchaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abſchiedes vertrat. Wir waren alle aufs äuſserſte gerührt. Ich muſste noch einmal zu ihr treten; ſie verſuchte zu reden;

Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich ſie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird ſie mit ihren weiſsen Zähnen knirſchen, wenn ſie dieſe Stelle ſo unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daſs ich ihre Parteylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn ſie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat ſie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Urſache, ſich der Fehler ihres Geſchlechts anzunehmen. Sie ſollte bedenken, daſs ihr Geſchlecht die Hälfte der Welt ausmacht; ſo würde ſie ſelbſt nachrechnen können, daſs ich niemals zwo tugendhafte oder zween lächerliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entſchuldige ich bey ihr dieſe Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der gröſste Theil der Leſer thut, welche zwar geſchehen laſſen, daſs man aller ſpottet, aber alsdann die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn Sie, Madame, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige; ſo will ich dieſes Sprüchwort nicht eher ſchlieſsen, bis ich einige Exempel angeführt, daſs auch bey uns Mannsperſonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unver-

verändert behalten. Können ſie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küſſe ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieſer Vater der Sporteln, und Hoheprieſter der Chicane, wird auf dem Rathhauſe unvergeſſen ſeyn, ſo lange man noch einen Schelm nennt. Den erſten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen, und dem geraubten Brodte der Waiſen erbauet war. Dieſer geſchworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn ſeines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergeſſen zu erwähnen, daſs der Vater unſers Herkommanns im Gefängniſſe geſtorben war, und dieſes um einer Kleinigkeit willen. Mit einem Worte, er hatte ein paar falſche Wechſel gemacht; in der That war dieſes unter allen ſeinen Verbrechen das kleinſte. Herkommann entdeckte ſeinem neuen Vater gar zeitig die groſsen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne ſich auf der Univerſität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, ſchritt er gleich im erſten Jahre zur Praxi. Es vergiengen nicht vier Monate, ſo war er im Stande, alle

Hän-

Hände nachzumalen. Bey müſsigen Nebenſtunden übte er ſich in der Geſchicklichkeit, Siegel nachzudrucken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben, und deſto mehr aufgemuntert werden möchte; ſo lehrte ihn ſein Gönner die einträgliche Eunſt, Zeugniſſe abzulegen, und ihn in kurzem dergeſtalt in die Kundſchaft, daſs er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit ſeinem Zeugniſſe gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward ſo unverſchämt, als nach den Grundſätzen ſeines Lehrers ein Advocat ſeiner Art ſeyn muſste; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Dieſe zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandecten. Nunmehr fand ihn ſein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen und zu practiciren. Seinen erſten Proceſs verlohr er. Sein Gegner war ein Advocat, der geſchickt, ehrlich und unerſchrocken war; ſein Richter war einſehend und unparteyiſch. Unſer Herkommann war noch nicht abgehärtet, und unverſchämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den

die

die Wahrheit muthig machte, die augenſcheinliche Ungerechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen. Er konnte ſich nicht faſſen; der Richter überführte ihn ſeiner Bosheit; ſein Client verlohr ſeine Anſprüche, und ſein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber ſchlich beſchämt nach Hauſe, und klagte ſeinem Meiſter den traurigen Ausgang ſeines erſten Angriffs. Dieſer erfahrne Mann munterte ihn auf. Er geſtund ihm, daſs es ſehr ſchwer ſey, vor den Augen eines unparteyiſchen Richters, und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelaſſen zu vertheidigen; zugleich aber verſicherte er ihm, es ſey ein ſehr ſeltnes Phänomenon, einen ſolchen Richter, und einen ſolchen Gegner beyſammen zu finden, Muth müſſe er faſſen, dem Richter beſtändig widerſprechen, ſeinen Gegner durch perſönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er ſie nicht mit der Bündigkeit der Beweiſe überführen könne, ſo müſſe er ſie durch die Stärke ſeiner Lunge überſchreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verluſt einer Schlacht mehr Kriegskunſt, als durch den vortheilhafteſten Sieg. Unſerm Herkommann widerfuhr eben dieſes. Durch ſein Unglück ward er groſs. Bisher hatte er ſich vornehmlich

lich nur dieſes angelegen ſeyn laſſen, wie er die unbequemen Regungen eines erſterbenden Gewiſſens niederdrücke, und ſein Geſicht gewöhne, niemals zu erröthen; nun arbeitete er auch an ſeiner Lunge, und arbeitete mit einem ſo glücklichen Erfolge, daſs er mit der Dreiſtigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte, und den Gegentheil überſchrie. Nunmehr ward er allen Richterſtuben ſchrecklich, und in der ganzen Gegend als ein groſser Advocat berühmt. Wittwen und Waiſen zitterten vor ſeinem Namen; aber allen denen war er eine ſichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So ſeltne Verdienſte ſind einer ſeltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiſer unſers Herkommanns erſtaunte über den geſchwinden Fortgang dieſes jungen Rabuliſten. Er freute ſich über dieſes Werk ſeiner Hände, und liebte ihn, wie ein reiſsender Wolf ſeine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, ſich reich zu plündern. Schon im Geiſte ſtellte er ſich die Gröſse, und die Reichthümer ſeines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung ſeiner ihm geleiſteten Dienſte, wollte er ſein Glück mit dem Glücke dieſes hoffnungs-

mungsvollen Mannes verbinden. Er gab ihm alſo ſeine einzige Tochter. Die vertraulichſte Einigkeit der Straſſenräuber iſt von keiner Dauer, und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann, und ſein Schwiegervater waren beyde zu boshaft, als daſs ſie lange Zeit mit einander in einem Hauſe ruhig leben konnten. Ihre Feindſchaft brach mit Heftigkeit aus; ſie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerkſam, wie bey dem raſenden Kampfe zwoer grimmigen Beſtien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den ſein Schwiegervater zum Raube eingeſegnet, und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieſer undankbare Herkommann beſtritt ihn mit ſeinen eignen Waffen, und ſiegte. Er war ſo geſchickt, daſs er ſeinen Schwiegervater um das Haus, und um ſein ganzes Vermögen brachte. Er lieſs ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege ungehindert zu würgen. Er that es dreyſsig Jahre lang, und verwüſtete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug; auch nach ſeinem Tode wollte er noch ſchaden. Er machte ein Teſtament, welches

ſeine

ſeine Erben in die gröſste Verbitterung und in Proceſſe ſtürzte, die ihnen nicht allein die Erbſchaft zernichteten, ſondern auch noch ihr eignes Vermögen koſteten. Herkommann that alſo in ſeinem Alter das, woran er ſich in ſeiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böſewicht, ein alter Räuber, und auch nach ſeinem Tode noch ein ſchändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung ſeiner ſtandhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor ſeinem Tode entſchloſs er ſich, des Wohlſtandes wegen den Beichtvater zu ſich kommen zu laſſen. Dieſer ſegnete ihn endlich ein, und beym Einſegnen merkte Herkommann, daſs er contrebandes Tuch zum Prieſterrocke hatte. Er lieſs den Fiſcal rufen, gab es an, und ſtarb.

N. N. ward durch den Tod ſeiner Aeltern der unwürdige Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Sein rechtſchaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daſs ſein Sohn, von den erſten Jahren an, das Geld, ſo man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigſte Art verſchwendete. Er bemühte ſich, den Folgen davon durch ein ſehr ſorg-

fältig

J. H. Grim del:

C. G. G. sc.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

fältig eingerichtetes Teſtament vorzukommen. Dieſe Sorgfalt war vergebens. In der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er ſein Vermögen durch, ohne es ſelbſt zu genieſſen. Itzt lebt er von dem Almoſen ſeiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth, noch eine Zeit von fünfzig traurigen Jahren ſind vermögend geweſen, ihn vernünftig zu machen. An ſeine raſenden Ausſchweifungen denkt er mit Vergnügen, und verſichert mit den ſchrecklichſten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn ſein Vater heute ſtürbe, er noch heute Anſtalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerſtreuen, wie er es vor dreyſsig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in ſeinem Dorfe der gelehrteſte Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeiſter alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht ſo fix leſen und ſchreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von ſeinen Mitſchülern widerſprach, und da ihm die Natur [illegible] ſeinem groſ-

ſen Verſtande, auch groſse Fäuſte gege
hatte, ſo prügelte er auf die armen Jun
deſpotiſch los. In dieſer Gemüthsverfaſs
kam er auf eine Stadtſchule, wo er
Tage gelehrter, und alle Tage unbeſcheid
ward. Auf hohen Schulen brachte er es
der Grobheit immer weiter. Er war u
müdet fleiſsig, andern ins Geſicht ſagen
können, daſs ſie unwiſsender Pöbel wä
In kurzem ſagte er dieſes ſeinem eignen I
rer; und damit er die Freyheit erlangen
ge, es öffentlich behaupten zu dürfen,
öffnete er ſich den Weg zur Katheder,
wies der Welt in dem ſchönſten Lateine,
ſen ſich in Rom kein Bootsknecht hätte ſ
men dürfen, daſs alle ſeine Collegen
wiſſende Eſel, und deutſche Ochſen
ren, und daſs nur er von den Muſen geſ
wäre, ſeinem blinden Vaterlande die Ä
zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländ
einen Mann entgegen zu ſetzen, der K
lius heiſse. Es waren einige Theile der
lehrſamkeit, um die er wahre Verdienſte
te; ſeine Feinde ſelbſt konnten ihm das
abſprechen. Aber auch ſeine beſten Fre
muſsten geſtehen, daſs dieſe Verdienſte d
ſeine Eigenliebe, und beleidigende Gro
ten dergeſtalt verdunkelt würden, daſs

allen unerträglich ſey, und ein unparteyiſcher Richter immer unſchlüſſig bleibe, ob man mehr Urſache habe, ihn hoch zu ſchätzen, oder ihn zu verachten. Dieſe Aufführung, welche ſogar die Kritici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernſthaften Gelaſſenheit, theils mit beiſſender Bitterkeit, theils aber in ſeiner eignen groben Sprache, daſs er der gelehrteſte Limmel ſeiner Zeit ſey. Bey allen dieſen Anfällen blieb er muthig ſtehen. Er war von ſeinen Verdienſten ſo trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die ſpäteſte Nachwelt bezeugen würde, ſo gewiſs überzeugt, daſs er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuth verachtete. Grotius und Bayle waren groſse Männer geweſen, und um eben deſswillen waren ſie den feindſeligen Spöttereyen ihrer neidiſchen Gegner ausgeſetzt. Dieſes war ſein Troſt; aber er beſann ſich nicht, daſs auch Bav und Mäv verſpottet worden waren. Unſer groſser Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daſs die ungeſitteteſten Männer durch die Liebe menſchlich, und beſcheiden worden waren. Dieſe nannte

er weibiſch. Er floh alſo den Umgang mit Frauenzimmer; er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete ſich vor der Liebe hinter ſeine fürchterlichen Folianten, um nicht menſchlich, und nicht geſittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung ſeiner Unempfindlichkeit, ein deſto gröſserer Gelehrter, ſeinen Feinden nun ſchrecklicher, und unſterblicher zu werden. Unter dergleichen menſchenfeindlichen Beſchäftigungen iſt er alt geworden. Man will der Nachwelt ſeinen Ruhm überlaſſen, und fängt daher ſchon itzt an, ihn zu vergeſſen. Dieſe Verachtung fühlt er nicht. Noch ſchreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, ſo unbeſcheiden er auch iſt. Dieſe junge grobe Brut giebt ſeinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht ſie für die Nachwelt heran, ſo wie er erzogen worden iſt. Er braucht ſie bereits zu kleinen kritiſchen Streifereyen, und ſegnet ſie in ſeinem väterlichen Schooſse, wenn ſie mit Schlägen zurück gejaget werden. Es iſt zu befürchten, daſs unſer Knollius noch lange lebt. Man kann aber gewiſs glauben, daſs er ſich niemals ändern wird, da er ſich in fünfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey ſeinem

nem Vater war er der unerträglichſte Bube, der mit Fäuſten drein ſchlug, wenn ihm widerſprochen ward. Noch in dieſem Augenblicke iſt er eben ſo ein kritiſcher Bengel, und verfolgt alle die mit ſeinen gelehrten Grobheiten, die ſo unbedachtſam ſind, ihm zu widerſprechen. Ich freue mich, daſs ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweiſen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle dieſe Umſtände zuſammen nöthigen, zu arbeiten, dieſe ſind immer ungerecht genug, zu behaupten, daſs der Müſsiggang eine ſehr leichte Sache ſey, daſs aus demſelben viel Schaden für das gemeine Weſen entſtehe, und daſs es ihnen ganz unbegreiflich ſey, wie ein vernünftiges Geſchöpfe Geduld haben könne, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochenen Müſsiggange zuzubringen. Auf dieſe Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müſsiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für ſie ſeyn würde, wenn ſie es ſelbſt thun ſollten.

Es iſt ungerecht zu ſagen, daſs der Müſsiggang eine ſehr leichte Sache ſey. Man betrachte nur die unruhige Wirkſamkeit der Seele, welche ſich beſtändig beſchäftigen, beſtändig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, ſogar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, dieſe geſchäftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen! Wie ſchrecklich muſs einem Menſchen, der des Müſsiggangs noch ungewohnt iſt, die traurige Ausſicht in das Leere des langen Tages ſeyn, welchen er beym Erwachen anfängt! Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt ſeinen Körper, ſucht ſich in Geſellſchaft anderer Müſsiggänger zu zerſtreuen, und freut ſich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er ſich vor dem Getöſe der arbeitenden Welt in ſein Bette flüchten kann. Wie dieſer Tag iſt, ſo ſind die vielen tauſend Tage, die er zu leben hat. Bey einer ſolchen gedankenloſen Einförmigkeit würde ſich ein Engländer hängen; aber ein ſich ſelbſt gelaſſener Deutſcher wird dabey fett. Iſt der Müſsiggang ſo leicht, warum fliehen ihn diejenigen ſo ſehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Alſo iſt es nicht leicht müſsig zu gehen. Ich will aber auch beweiſen, daſs aus dem Müſsiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Weſen entſteht, ſondern daſs ſolcher demſelben ungemein vortheilhaft iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nahrung, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, wo das meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müſsiggänger ſind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müſsiggänger aufſteht, ſo bald fängt er an zu verzehren, und kaut noch in dem Augenblicke, da er ſich, obwohl ſpät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wacht, werden achte mit Eſſen und Trinken zugebracht, und da er niemals iſst, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürſtet: ſo ſind es nur theure Speiſen und koſtbare Getränke, die er wählt, ſeinen Geſchmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit ſein Brod verdient, lebt die meiſten Tage über ſparſam, und verthut gemeiniglich nur wenige Groſchen. Ein Müſsiggänger hingegen, deſſen Vater ihm das Brod verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groſchen braucht. Nun rechne man ſelbſt nach, (denn itzt re-

de ich nur mit denen, die reehnen) welcher von beyden dem Vaterlande am meiſten nützlich ſey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, in Spielen, noch von dem koſtbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müſsiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man ſieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müſsiggänger dem Commerze ſind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verſtehn, daſs ich nicht vom Pöbel, oder armen Müſsiggängern rede; eben darum ſind dieſe zur Arbeit verdammt, weil ſie Pöbel und arm ſind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, ſich von reichen Müttern gebären zu laſſen, oder denen die Vorſicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunſt verſtehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Auſser dieſem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müſsiggänger in Anſehung des Conſumo, wie man es kunſtmäſsig nennt, zuwächſt, iſt auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genieſsen haben. Dadurch, daſs jene zu groſs ſind, als daſs ſie arbeiten ſollten, bleiben

ben Aemter genug übrig, durch welche dieſe ihr Brod verdienen können. Und wenn auch, wie es oft geſchieht, vornehme Müſsiggänger wichtige Aemter bekleiden: ſo hat doch der Himmel, der alle ſeine Gaben ſo weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, ſo er durch den Rang, und das Vermögen an ſie verſchwendt, ihnen wieder am Verſtande abgebrochen, und dadurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für ſie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verſtand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, iſt weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig, unter dem Titel: Die ſchwere Kunſt, müſsig zu gehn, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand friſtet. Itzt alſo will ich davon weiter nichts ſagen, und nur diejenigen freundſchaftlich warnen, welche immer ſo übereilend ſind, auf den Müſsiggang zu ſchmälen, und die Müſsiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daſs ſie Unrecht haben, und ſich der Feindſchaft ſo vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müſsiggänger ausſetzen.

Der letzte Vorwurf iſt noch zu beant-

de ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beyden dem Vaterlande am meiſten nützlich ſey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, in Spielen, noch von dem koſtbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müſsiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man ſieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müſsiggänger dem Commerze ſind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verſtehn, daſs ich nicht vom Pöbel, oder armen Müſsiggängern rede; eben darum ſind dieſe zur Arbeit verdammt, weil ſie Pöbel und arm ſind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, ſich von reichen Müttern gebären zu laſſen, oder denen die Vorſicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunſt verſtehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Auſser dieſem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müſsiggänger in Anſehung des Conſumo, wie man es kunſtmäſsig nennt, zuwächſt, iſt auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genieſsen haben. Dadurch, daſs jene zu groſs ſind, als daſs ſie arbeiten ſollten, bleiben

ben Aemter genug übrig, durch welche dieſe ihr Brod verdienen können. Und wenn auch, wie es oft geſchieht, vornehme Müſsiggänger wichtige Aemter bekleiden: ſo hat doch der Himmel, der alle ſeine Gaben ſo weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, ſo er durch den Rang, und das Vermögen an ſie verſchwendt, ihnen wieder am Verſtande abgebrochen, und dadurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für ſie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verſtand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, iſt weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig, unter dem Titel: Die ſchwere Kunſt, müſsig zu gehn, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand friſtet. Itzt alſo will ich davon weiter nichts ſagen, und nur diejenigen freundſchaftlich warnen, welche immer ſo übereilend ſind, auf den Müſsiggang zu ſchmälen, und die Müſsiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daſs ſie Unrecht haben, und ſich der Feindſchaft ſo vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müſsiggänger ausſetzen.

Der letzte Vorwurf iſt noch zu beant-

worten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis chenen Müſsiggange zuzubringen. Ich kann in das höchſte Alter, in einem ununterbroes nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte alſo Seine Excellenz, den Herrn Baron von ***, einen meiner gröſsten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels, und ſeines ererbten Vermögens, zwey und ſiebenzig Jahre rühmlichſt müſsig gegangen iſt. Er lag eben auf dem Canapee, und rauchte Tobak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit ſeiner faulen Miene an, und ſagte: Sind ſie auch ſo ein Narr, Herr Panſa? Wiſſen ſie das noch nicht? Nach Tiſche will ich es Ihnen ſagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüſslich, wenn ich ihn an ſein Verſprechen erinnere. Ich muſs alſo warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er ſich die Zeit nehmen wird, mir das groſse Geheimniſs zu entdecken. Bis dahin müſſen ſich meine Leſer gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit

Damit ich aber doch etwas thue, ſo will ich der Welt eine kurze Nachricht von dieſem patriotiſchen Müſsiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarſchaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen ſeiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichſten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe, und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in daſiger Gegend bey ihm, als Pfänder, verſetzten. Durch beſtändige Proceſſe gewann er bey nahe noch mehr, als ſein Advocat; er ſtritt mit allen Nachbarn, und brachte die anſehnlichſten Familien an den Bettelſtab. Mit einem Worte; er ſcharrte ein erſtaunendes Vermögen zuſammen, welches er ſeinem einzigen Sohne, meinem groſsen Mäcenaten, hinterlieſs. Dieſer kam auf die Welt, da ſein Vater ſchon fünf und ſechzig Jahr alt war. Die Feinde ſeiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten ſeine Geburt für ſehr problematiſch, und machten ſeinen Vater, nicht ſo wohl durch die Vorſtellungen, daſs er ein Hahnrey ſeyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daſs er einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens auf die Erziehung dieſes ungehoff-

ten Kindes würde verwenden müſsen. In dieſer ängſtlichen Ungewiſsheit blieb er faſt ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daſs dieſes Kind ſehr wenig Nahrung zu ſich nahm, und wenn es am heftigſten weinte und ſchrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward, und munter lächelte, ſo bald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Dieſe Sparſamkeit, und dieſer natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daſs dieſes Kind ſein leiblicher Sohn ſey. Er freute ſich über dieſe Entdeckung; er nahm ſich groſsmüthig vor, ſeinem Sohne eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen, und ihn ſchreiben und rechnen zu lehren.

Dieſes liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichſten Merkmale von ſich, daſs ihn die Natur erſchaffen habe, nichts zu thun. Er ſchlief beſtändig, und niemals ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühſam, zu kauen; man ſah ſich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte allein laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fieng er

auch

auch an zu reden, aber sehr langsam; und noch itzt ist seine Sprache so lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu sehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlstandes wegen hielt man ihm einen Hofmeister, welcher sehr scharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben; am wenigsten strenge zu halten. Es blieb ihm also weiter nichts zu thun übrig, als dieses, dass er seinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen liess, über der Tafel für seine Nahrung sorgte, nach Tische sich neben das Canapee setzte, und von dem kleinen Junker, so lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte, hernach Caffee mit ihm trank, ein paar Stunden spatzieren gieng, um ihn zum Abendessen vorzubereiten, und wenn auch dieses überstanden war, ihn endlich zu seiner Ruhe brachte. Dieses waren die täglichen Beschäfftigungen seines Hofmeisters. Wie viel geschickte Hofmeister würden in der Welt seyn, wenn man auch so billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von diesem foderte! Ungeachtet dieser spielenden Art zu unterrichten, war doch unser junge Herr schon im achtzehnten Jahre

ſo weit gekommen, daſs er buchſtabiren konnte. Um deſswillen ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang ſchlief und aſs; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſores, und Weinſchenken bezeugten, muſste er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners, und eines erfahrnen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwey Jahre in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann lieſs ihn ſeine gnädige Mama nach Hauſe kommen, um zu ſehen, wie ſich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemäſtet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen ſtieg, denn man hatte ihn bey ſeiner Abreiſe gewogen; und da fand man ihn, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeines hohen Hauſes, zwanzig Pfund ſchwerer, als vor zwey Jahren. Den nächſten Sonntag darauf muſsten alle Bauren Gott danken, der die Reiſe ſo augenſcheinlich geſegnet hatte. Es gab in der Nachbarſchaft leichtſinnige Gemüther, welche über dieſen zwanzigpfündigen Segen ſpotteten; aber ich glaube nicht, daſs ſie recht thaten. Wie viele von unſern jungen

Edel-

S. H. Grim inv. C. G. G. sc: 1766.

Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren koſtbaren Reiſen ſo vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieſer hatte! Durch den Tod ſeiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, ſah ſich unſer Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters geführt hatte; ſo war es ihm nicht zuzumuthen, daſs er ſich um die Einnahme und Ausgabe ſelbſt bekümmern ſollte. Er trug alſo dieſe gemeine Arbeit einigen ſeiner Bedienten auf; und weil er ſieht, daſs ihm weder am Eſſen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, ſo iſt er mit ihrer Verwaltung ſehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das iſt alles, was er wünſcht; denn dazu iſt er zu faul, daſs er geizig ſeyn, und erſt mühſam unterſuchen ſollte, wo ſeine Bedienten in ſo kurzer Zeit zu einem anſehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat ſich niemals entſchlieſſen können, zu heirathen: denn ſeine Lehnsfolger haben ihm bey aller Gelegenheit die ſchrecklichſten Vorſtellungen gemacht, wie mühſam der Eheſtand ſey. Die ſchwerſte Arbeit, die er in ſeinem Leben unternommen, und

und glücklich ausgeführt hat, iſt dieſe, daſs er in ſeinem fünfzigſten Jahre Baron geworden iſt. Aber auch dieſe hat ihn tauſendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht, und ſich die Möglichkeit vorgeſtellt hat, daſs bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterſchaft er vielleicht mit auffitzen, und als Baron ſich an die Spitze ſtellen müſſe, da er auſserdem, als ein gemeiner Edelmann, ſich in dem dickſten Haufen unvermerkt verbergen können. Denn der Blutdurſt iſt ſein Fehler nicht, ob er ſich ſchon niemals ohne Harniſch malen läſst; und aus Liebe zur Ruhe, und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünſtig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieſer ehrwürdige Greis ſein zwey und ſiebzigſtes Jahr angetreten, und den billigen Vorſatz gefaſst, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er ſich ein geraumes Canapee mit Stalfedern machen laſſen, in welchem er von zehn-Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Eſſen, Trinken und Tabakrauchen, in der Geſellſchaft einiger artigen Möpſe, ſeinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünſche, iſt die-

dieſes, daſs ihm der Himmel nur ſo lange noch ſein theures Leben friſten möge, bis er mir und meinen Leſern die ſchwere Frage aufgelöſet hat, wie es möglich ſey, daſs ein vernünftiges Geſchöpfe Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müſsiggange zuzubringen. Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieſes von ihm erführen; ſo wird uns doch ſein ungeſchäfftiges Leben zu einem Beweiſe dienen, daſs ein Müſsiggänger auch in ſeinem Alter nichts thue, da er in ſeiner Jugend nichts zu thun gewohnt geweſen iſt.

Der Satz iſt ſehr richtig, daſs man ſchon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläſsigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle ſie bey zunehmenden Jahren, und im Alter ſpielen werden. Mein Onkel iſt ein alter Winkelſchulmeiſter, und hat ſich durch ſeinen Fleiſs ſo beliebt gemacht, daſs ihm faſt die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweiſung anvertraut. Dieſer Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzuſtellen. Ich bin beſtändig unter dieſen Kindern, die ich mir durch klei-

gelehrte Junge wohnt, der lateiniſch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieſer Bube dem Capellan vor, daſs er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und ſo bald er nach Hauſe kam, erzählte er es ſeiner Mutter mit groſsem Geſchreye, daſs er den Spruch beſſer beten könnte, als der Magiſter. Schreiben kann er noch nicht, denn er iſt erſt neun Jahr alt: dem ungeachtet ſchmiert er ſich beſtändig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben ſollen, Schmidts Chriſtoph könne ſchon ſchreiben. Ja er geht ſo weit, daſs er Dintenflecke in die Wäſche macht; und als ihm ſeine Mutter unlängſt dieſes mit ein paar Ohrfeigen verwies, ſo war der kleine Schurke ſo boshaft, daſs er ſie mit einer verächtlichen Miene anſah, und ihr vorwarf, ſie rede, wie der unwiſſende Pöbel, der es auch nicht beſſer verſtehe. Nichts thut er lieber, als daſs er mit der Feder ein Blatt Papier voll gritzelt, und mir ſodann mit einer tiefen Verbeugung ſolches überreicht, wobey er mich allemal mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter Leſer. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und laſſe mir erklären, was er eigentlich geſchrieben haben wolle. Im

An-

S. H. Grim del. C. G. G. Sc. 1766.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Anfange ſchrieb er nichts, als Geſangbücher. Hiebey hätte er wohl können ſtehen bleiben, da es ehrwürdige Männer giebt, die auf die Unſterblichkeit einen Anſpruch machen, wenn ſie die chriſtlich ſingende Gemeine mit einem vermehrten, und verbeſſerten Geſangbuche irre gemacht haben. Aber mein ehrgeiziger Chriſtoph gieng weiter. Denn da er das kleine a b c. ſchreiben konnte; ſo ſchmierte er einen Bogen in Quart voll, und ſagte, er überreiche mir den erſten Band ſeiner Herzenspoſtille. So viel muſs ich ihm nachrühmen, daſs ich dieſen Bogen durchſehen konnte, ohne zu gähnen, und ohne zu ſchlafen; ich vergaſs aber damals, ihm ſeine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches den Buben dergeſtalt ärgerte, daſs er allen Leuten ſagte: Herr Anton Panſa iſt ein Feind der Geiſtlichen, und kann nicht einmal Geſchriebnes leſen. Noch weit ſchlimmer gieng es in voriger Woche einem von ſeinen Mitſchülern, welchem er einen vollgegritzelten Zeddel wies, und ihn bereden wollte, es ſey ein Kalender, den er geſchrieben habe. Weil aber dieſer arme Knabe in ſeiner Einfalt ſagte, das wäre nur ein Wiſch, und kein Kalender; ſo drückte ihn Chriſtoph unter ſich, (denn handfeſt iſt

Chriſtoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er geſtehen ſollte, es ſey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, denn gemeiniglich ſind die Leſer eigenſinnig, ſo kniete er ihm auf den Leib, und wollte ihn mit geballter Fauſt zwingen, das Blatt zu freſſen; ja er ſtopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unſchuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leſer, was wird wohl aus dieſem Chriſtoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiſcal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteſte wird ungefähr fünfzehn Jahr alt ſeyn. Er weiſs mit einer gefälligen Art ſich in allen Häuſern einzuſchmeicheln, und dieſes thut er nur in der Abſicht, ſeiner neugierigen Mutter ins Ohr zu ſagen, wo friſche Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Caffeebeſuch erwartet wird, ob es wahr iſt, daſs jener Nachbar ſeine Frau prügle, und was eigentlich die Urſache ſeyn müſse, warum dieſe oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienſte gejagt hat. Alle dieſe gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieſes kleinen Spions ein boshaf-

haftes Anſehen; und er hat ſich von ſeiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden, und richtenden Mienen angewöhnt, welche ſie bey der Anhörung eines neuen Mährchens macht. Dieſe Mienen machen ſeine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muſs. Kann er ſeiner Mutter keine neuen Klätſchereyen von andern Familien erzählen, ſo geht er in fremden Häuſern herum, und macht ſeine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erſt vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten iſt, ſcheint mir noch weit gefährlicher zu ſeyn. Er hat durch ſeine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, ſeines Schulmeiſters, ſo einzunehmen gewuſst, daſs er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt iſt er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von ſeinem Alter fähig iſt, und dennoch heiſst ihn der Schulmeiſter beſtändig ſeinen lieben Sohn, ſein beſtes Kind. Er hat ihm um deſswillen aufgetragen, in ſeiner Abweſenheit auf die übrigen Knaben Acht zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht ſtille ſitzt, und kindiſche Aus-

ſchweifungen begeht. Dieſes Amt macht den Buben dem ganzen Haufen ſchrecklich, und er miſsbraucht es eben ſo, wie mancher fürſtliche Bediente, dem die Aufſicht über einen Theil des Landes aufgetragen iſt. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geſchmiſſen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache iſt ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht beſänftigt: er rächt ſich, ſo oft er kann. Merkt er, daſs einer von ihnen Nüſſe, oder Aepfel im Schubſacke hat, ſo ſtellt er ihm ſo lange nach, bis er ihn auf einem Verſehen ertappt; und alsdann iſt nichts möglich, dieſen Unglückſeligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm ſeine Nüſſe und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der groſſen Miene eines Richters annimmt, welcher ſich beſtechen läſst, und doch auf den Schein einer unparteyiſchen Gerechtigkeit eiferſüchtig iſt. Seine Leichtfertigkeit geht ſo weit, daſs er anfänglich die boshafteſten Streiche anſtellt, und ſodann mit der heuchleriſchen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, ſich ſelbſt anklagt, um ſeine Gefpielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden ſoll, deren er noch nicht überwieſen iſt; ſo iſt dieſer ver-

verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen, so reisst er selbst einige Blätter aus dessen Buche, und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzem ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte über ihn auf, öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er fasste ihn bey den Hosen, und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihm die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inquisit thun, da er überzeugt war, und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schilling bussfertig aus, kroch zu den Füssen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung, und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten und seinen vorigen Posten wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen könne, welche itzt über ihn triumphiret hat-

ſchweifungen begeht. Dieſes Amt macht den Buben dem ganzen Haufen ſchrecklich, und er miſsbraucht es eben ſo, wie mancher fürſtliche Bediente, dem die Aufſicht über einen Theil des Landes aufgetragen iſt. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geſchmiſſen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache iſt ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht beſänftigt: er rächt ſich, ſo oft er kann. Merkt er, daſs einer von ihnen Nüſſe, oder Aepfel im Schubſacke hat, ſo ſtellt er ihm ſo lange nach, bis er ihn auf einem Verſehen ertappt; und alsdann iſt nichts möglich, dieſen Unglückſeligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm ſeine Nüſſe und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der groſſen Miene eines Richters annimmt, welcher ſich beſtechen läſst, und doch auf den Schein einer unparteyiſchen Gerechtigkeit eiferſüchtig iſt. Seine Leichtfertigkeit geht ſo weit, daſs er anfänglich die boshafteſten Streiche anſtellt, und ſodann mit der heuchleriſchen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, ſich ſelbſt anklagt, um ſeine Gefpielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden ſoll, deren er noch nicht überwieſen iſt; ſo iſt dieſer ver-

rätheriſche Bube allemal bereit, wider ihn
zeugen. Findet er gar keine Gelegen-
t, dieſen oder jenen zu verklagen, ſo
ſt er ſelbſt einige Blätter aus deſſen Bu-
, und verklagt ihn wegen dieſer Unord-
ng beym Schulmeiſter. Vor kurzem ward
über einer ſolchen Bosheit ertappt. Der
ıze Haufe ſeiner Mitſchüler wachte über
ı auf, öffnete dem alten Lehrer die Au-
ı, und entdeckte dieſem eine ganze Menge
n Bosheiten, die er bisher niemals hatte glau-
ı wollen. Mein Alter gerieth in die grim-
ge Wut eines verſpotteten Lehrmeiſters.
faſste ihn bey den Hoſen, und ſtäupte
ı vor den Augen der jauchzenden Schüler,
n denen einige ſo dienſtfertig waren, ihn
halten, um ihm die Strafe beſser fühlen
laſſen. Was ſollte der arme Inquiſit
ın, da er überzeugt war, und ſich weder
ſchuldigen, noch retten konnte? Er hielt
ıen Schilling buſsfertig aus, kroch zu
ı Füſsen ſeines beleidigten Lehrers, ge-
ıd ſein Verbrechen, verſprach Beſſerung,
d bat es ihm mit Thränen ab. Das that
um das Vertrauen dieſes leichtgläubigen
en und ſeinen vorigen Poſten wieder zu
ıngen, damit er ſich an denen rächen
ıne, welche itzt über ihn triumphiret hat-

ten. In wenig Tagen ward er wieder der vertraute Liebling, der er ſonſt geweſen. Nun iſt er ſeinen Mitſchülern weit gefährlicher, als jemals. Es iſt keine Art der Verfolgung, die er nicht wider ſie ausübt. Mein Onkel iſt ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böſewicht weiſs das, und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälſe um. Den Morgen darauf wird eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt. Unſer Tartüffe tritt auf, und zeiht die That den Sohn eines Barbiers, deſſen unverſöhnlicher Feind er iſt, weil dieſer bey der groſſen Execution ihm die Hoſen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieſer Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtſchulze werden ſollte!

Ich rauche in müſsigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher einer ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter dieſen bin ich beſonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerkſam.

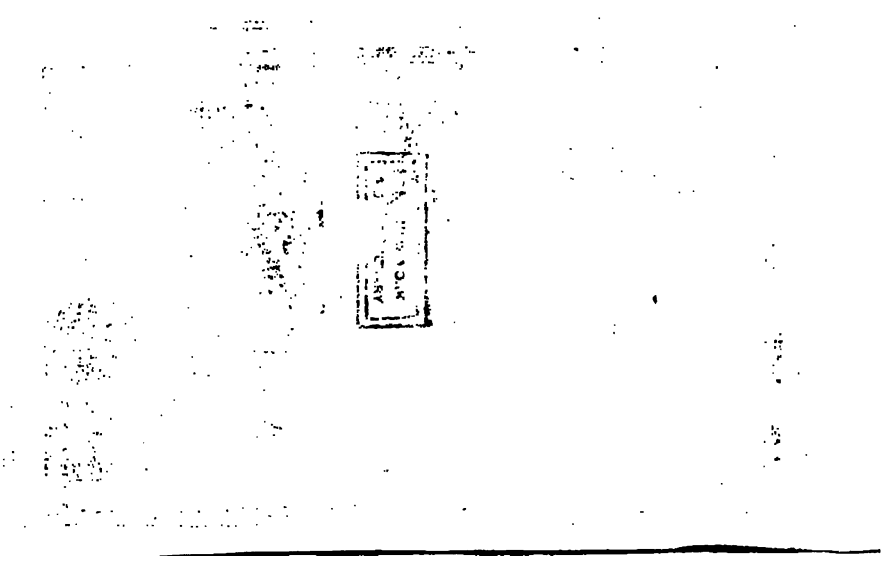
Der älteſte von ihnen iſt ein ſtilles und fleiſsiges Kind, welches alle Tage ſeinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für jeden Spruch einen Pfenning giebt. Er bekömmt

kömmt auch bey andern Gelegenheiten einige Groſchen in ſeine Sparbüchſe, die er ſehr forgfältig ſammelt, an ſtatt daſs ſeine übrigen Geſchwiſter ihr Geld vernaſchen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach ob er ſein Geld noch beyſammen hat. Er iſt in der Kunſt, reich zu werden, ſchon ſo weit gekommen, daſs er einige mal den Betelleuten den Kreuzer, ſo er ihnen bringen ſollen, untergeſchlagen, und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, ſein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unausſprechliche Freude über die gute Wirthſchaft dieſes Knaben. Um ihn beſſer aufzumuntern, und zugleich ſeinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen ſchriftliche Verſicherung einige Groſchen auf ein paar Wochen ab, und zahlt ſie ihm ſodann in neuen Münzen, mit einem ſtarken Intereſſe zurück. Dadurch iſt der Junge ſchon ſo weit gekommen, daſs er von Agio, von pro Cent, von Verſicherung, und Wechſelrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder iſt ein munterer Kopf, und zugleich der feinſte Böſewicht, den man unter Kindern von zwölf Jah-

ren ſuchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und verſprach ihm, nebſt richtiger Bezahlung, die Intereſſen an Kuchen und Obſte zu geben. Er zahlte auch die Intereſſen einige Tage richtig, weil er bereedt genug war, ſeinen übrigen Geſchwiſtern ſolche abzuſchwazen. In kurzem waren ſie dieſer Freygebigkeit überdrüſsig. Die Intereſſenten blieben alſo auſſen, und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was ſoll unſer junger Schuldner in dieſer Angſt thun? Er hat von dem alten Nachbar geſehn, daſs man ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechſel heiſst. Er thut daher ſeinem wuhernden Bruder den Vorſchlag, daſs er ihm das übrige Geld gegen Wechſel auch leihen ſolle, verſpricht ihm dafür, nebſt reichen Intereſſen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebſt den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Dieſe Vorſchläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines ſo anſehnlichen Gewinnſtes, die ganze Sparbüchſe, und erhält dafür ein mit Dinte beſchmiertes Zeddelchen, ungefähr von der Gröſſe, wie die Wechſelbriefe des Pathens geweſen waren. Endlich rückte die Verallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit,

J. H. Grim inv: C. G. G. sc: 1766.



keit, weder Capital, noch Intereſſen zu bezahlen. Der betrogene Gläubiger klagte es ſeinen Aeltern, und beſcheinigte ſeine Foderung mit dem ausgeſtellten Wechſel, von dem aber ſein Bruder durchaus nichts wiſſen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über dieſe leichtfertigen Betrügereyen; ich aber erſchrack ungemein, weil ich beyden die Folgen überſah, die ihre Wucherey und ihre Verſchwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwiſchen entſchied ſich, auf mein Parere, der ganze Concurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieſer kleine Bankeruttirer das erborgte Capital hingethan hätte; und die Schuld kam auf ſeine jüngere Schweſter, welche die Knaben unendlich liebte. Dieſe hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, ſich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiſte von dem geborgten Gelde abzuſchwatzen gewuſst, und, wenn er etwann einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daſs er einen Theil davon vernaſcht habe. Ich erſtaunte über dieſe gewinnſüchtige Bos-

heit, ſo ſehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernſt darauf, daſs das Mädchen vorgefodert werden muſste. Sie trat ganz unerſchrocken in die Stube, läugnete die ganze Anſchuldigung, fuhr ihrem dienſtfertigen Bruder, der ſie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unſchuld. Endlich ward ihre Sparbüchſe geholt, und hier fand man das *Corpus delicti*. Ich, als ein ſtrenger Richter, that den Ausſpruch, daſs ſie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil ſeines übrigen Verluſts erſetzen ſollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich ſogleich ſelbſt vollzog, und ſie bezeugte ſich dabey ſo jämmerlich, als ſich die Frau eines bankerutten Kaufmanns kaum bezeugen kann, welche durch ihren Aufwand, und Eigennutz ihn in dieſes Unglück geſtürzt hat, und wider alle Landesgeſetze, und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden ſoll, mit ihrem zuſammengeplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es ſoll meinen Leſern nicht ſchwer fallen, zu errathen, was für Rollen dieſe drey Geſchwiſter in ihren ältern Jahren ſpielen werden.

Ich

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäfftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Miene, und so gar alsdann sieht er noch süsse und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnifsvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läfst er sich mit vieler Mühe das Geheimnifs abklocken, dafs dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nachbars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus, und seufzet; zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läfst die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weifs, dafs diese Art von Narren nicht

leicht anders, als durch die Zeit zu beſſern iſt, ſo laſſe ich ihn ruhig in dieſer Narrheit, damit er nicht in eine noch gröſsere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, iſt ſeine Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich in die Geſellſchaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und beſonders ſeit einigen Wochen ſo unverſchämt wird, daſs die Mädchen im Ernſte anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in ſeinem Alter ſeyn wird, iſt ſchon ſo weit verführt, daſs ſie ihn vorgeſtern ſehr vorſichtig auf die Hand ſchlug, und den loſen Chriſtel hieſs.

Damit ich dieſen ſiegenden Corydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; ſo bediene ich mich der Groſsſprecherey eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieſer beſitzt bey der gröſsten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gaſſe geht, ſo drückt er ſeinen Strohhut tief ins Geſicht, iſt in ſeinem Anzuge unordentlich, und fährt allen Jungen in die Haare, die ſchwächer oder noch furchtſamer ſind, als er. Er iſt ſo ſinnreich, daſs er ſich alle Vorfälle zu Nutze

tze zu machen, und neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab gefallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden ſeyn; ſo erzählt er die Sache allemal zu ſeinem Vortheile, und verſichert ſeine Mitſchüler mit männlichen Schwüren, daſs er dieſe Striemen bekommen, als er ein gewiſses Mädchen, das er nicht nennt, einem gewiſsen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewiſsen Hausthüre, die ſie wohl ſelbſt errathen würden, abgejagt, und ſie im Triumph nach Hauſe geführt habe.

Ich hoffe, durch dieſe Exempel bewieſen zu haben, daſs zwiſchen dem Knaben und dem Manne kein Unterſchied iſt, als die Gröſse, und daſs man ſchon aus ſeinen kindiſchen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten beſtimmen kann, durch die er ſich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaſst machen wird.

Meine Leſer werden ſich eine ganz beſondre Art des Vergnügens verſchaffen, wenn ſie mit kritiſcher Aufmerkſamkeit, eben ſo, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die

die Kinder andrer Leute Acht haben, und urtheilen, was ſich die Nachwelt von dieſen jungen Bürgern zu verſprechen habe. Vielleicht hat ſodann dieſe Aufmerkſamkeit auch den Nutzen, daſs man die Fehler dieſer Kinder durch eine deſto ſorgfältigere Erziehung zu beſſern ſucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienſte in ſich begreift, deren ein Menſch fähig iſt; ſo iſt auch nichts natürlicher, und billiger, als der Stolz eines Menſchen, welcher dergleichen baare Verdienſte beſitzt. Dieſer einzige Umſtand macht den weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem vernünftigen Geſchöpfe, das reich, aber geizig iſt, und zwiſchen einem Mauleſel, der die Schätze ſeines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieſer verſteht die Kraft ſeiner Schätze nicht, und eben um deſswillen hängt er die demüthigen Ohren. Jener verſteht die Verdienſte, die auf dem Gelde ruhen, und deſswegen verachtet er die Armen.

Das

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdient den Strang. Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weiss es doch, du meinest Gargilen, Gargil, der Sohn des vergessnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze, und verehrungswürdig in seinen Geschäften, ein Vater der Armen, ein Patriot: Denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als sein Vater war. Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über

über ſeinen Fall; man verflucht ſein Andenken, und morgen iſt er vergeſſen!

Ein ſicherer Beweis, daſs man alle dieſe Schmeicheleyen ſeinem Gelde, und nicht eine einzige ſeiner Perſon gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er ſich Mühe gab, ſeine Schätze zu häufen; wenn er nur auf ſeine Schätze ſtolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geſchöpfe gehörten, die ſeine Achtung und Vorſorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daſs man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und ſammeln, die unbarmherzigſten Spöttereyen vorbringt. Nie iſt der Gelehrte und der Ungelehrt ein ſeinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es iſt hiebey eine ſehr groſse Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, ſondern die Welt iſt an allen dieſen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch ſeine Vorſorge tauſend Familien glücklich zu machen ſucht, welcher an

nen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl derjenigen denkt, die ſeiner Aufſicht empfohlen ſind; wüſste die Welt dieſe Verdienſte nach Würden zu ſchätzen: ſo würde Gargil ſich eben ſo viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig, und groſsmüthig zu ſeyn. Es iſt allemal leichter, tugendhaft zu ſeyn, als durch Laſter ſich empor zu ſchwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey ſeinen Handlungen empfindet, iſt der angenehmſte Lohn, von welchem der Laſterhafte nichts weiſs, und deſſen Gröſse ihm doch, mitten in ſeiner Pracht, die empfindlichſten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groſs und angeſehn zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die ſtillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiſte Schuld? Gargil, oder die Welt?

Dieſe ungerechten Vorurtheile der Welt ſind Urſache, daſs die Tugend allemal ſchüchtern zurücke tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren ſich verdrängen laſſen muſs. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott, und ſeinen Fürſten kennt, der dieſe

über ſeinen Fall; man verflucht ſein Andenken, und morgen iſt er vergeſſen!

Ein ſicherer Beweis, daſs man alle dieſe Schmeicheleyen ſeinem Gelde, und nicht eine einzige ſeiner Perſon gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er ſich Mühe gab, ſeine Schätze zu häufen; wenn er nur auf ſeine Schätze ſtolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geſchöpfe gehörten, die ſeine Achtung und Vorſorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daſs man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und ſammeln, die unbarmherzigſten Spöttereyen vorbringt. Nie iſt der Gelehrte und der Ungelehrt ein ſeinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es iſt hiebey eine ſehr groſse Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, ſondern die Welt iſt an allen dieſen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch ſeine Vorſorge tauſend Familien glücklich zu machen ſucht, welcher an ſei-

nen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl derjenigen denkt, die ſeiner Aufſicht empfohlen ſind; wüſste die Welt dieſe Verdienſte nach Würden zu ſchätzen: ſo würde Gargil ſich eben ſo viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig, und groſsmüthig zu ſeyn. Es iſt allemal leichter, tugendhaft zu ſeyn, als durch Laſter ſich empor zu ſchwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey ſeinen Handlungen empfindet, iſt der angenehmſte Lohn, von welchem der Laſterhafte nichts weiſs, und deſſen Gröſſe ihm doch, mitten in ſeiner Pracht, die empfindlichſten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groſs und angeſehn zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die ſtillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiſte Schuld? Gargil, oder die Welt?

Dieſe ungerechten Vorurtheile der Welt ſind Urſache, daſs die Tugend allemal ſchüchtern zurücke tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren ſich verdrängen laſſen muſs. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott, und ſeinen Fürſten kennt, der dieſe

dieſe Pflichten ſorgfältig beobachtet, der ſie andre lehrt, der durch dieſe Lehren und ſein Exempel dem Staate tauſend gute Bürger ſchaft; dieſer rechtſchaffene Mann lebt unbemerkt, und ſtirbt unbeklagt; denn er iſt arm. Er hatte nicht Muth genug, ſich der Welt zu zeigen: denn ſeine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daſs die Welt ihn verachten müſse, ſo bald ſie ihn erblicke.

Es kann dieſes genug ſeyn, zu beweiſen, daſs das Sprüchwort: Gut macht Muth, ſehr gegründet iſt. Zugleich habe ich die Urſache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen eiferſüchtig zu ſeyn, ſo bin ich ſo gerecht geweſen, zu zeigen, daſs die Schuld nicht ſowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unparteyiſchen Moraliſten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte anſehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug, und in Geſellſchaften vielmals weit unerträglicher ſind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer

Wer iſt der ſchmuzige Cyniker, welcher dort an ſeinem Pulte die Nägel kaut, und mit einer bittern Wuth lächelt? Es iſt der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerriſsner Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die Gewalt hätten, ihn aus ſeinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, und Glück, und Geſchicklichkeit, ſich durch Fleiſs und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er ſpottet alſo über die Pracht der Groſsen, und nennet ſie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben dieſe Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu ſeyn? Verſteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unſer Timon beſſer verſteht, als ſeine Mutterſprache? Die Sitten der Griechen ſind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laſst euch mit ihm an ſeinem Pulte in eine Unterredung ein. Er wird eure Unwiſſenheit beſchämen; er wird euch mit Syllogismen ſtumm machen, die

ihr

dieſe Pflichten ſorgfältig beobachtet, der ſie andre lehrt, der durch dieſe Lehren und ſein Exempel dem Staate tauſend gute Bürger ſchaft; dieſer rechtſchaffene Mann lebt unbemerkt, und ſtirbt unbeklagt; denn er iſt arm. Er hatte nicht Muth genug, ſich der Welt zu zeigen: denn ſeine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daſs die Welt ihn verachten müſse, ſo bald ſie ihn erblicke.

Es kann dieſes genug ſeyn, zu beweiſen, daſs das Sprüchwort: Gut macht Muth, ſehr gegründet iſt. Zugleich habe ich die Urſache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen eiferſüchtig zu ſeyn, ſo bin ich ſo gerecht geweſen, zu zeigen, daſs die Schuld nicht ſowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unparteyiſchen Moraliſten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte anſehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug, und in Geſellſchaften vielmals weit unerträglicher ſind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer

Wer iſt der ſchmuzige Cyniker, welcher dort an ſeinem Pulte die Nägel kaut, und mit einer bittern Wuth lächelt? Es iſt der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerriſsner Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die Gewalt hätten, ihn aus ſeinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, und Glück, und Geſchicklichkeit, ſich durch Fleiſs und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er ſpottet alſo über die Pracht der Groſsen, und nennet ſie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben dieſe Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu ſeyn? Verſteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unſer Timon beſſer verſteht, als ſeine Mutterſprache? Die Sitten der Griechen ſind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laſst euch mit ihm an ſeinem Pulte in eine Unterredung ein. Er wird eure Unwiſſenheit beſchämen; er wird euch mit Syllogismen ſtumm machen, die

ihr

ihr nicht einmal zu nennen wiſst. Ihr werdet auf ſeiner Studierſtube eben ſo unwiſſend und albern vor ihm da ſtehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieſes nicht Verdienſte genug, welche belohnt werden ſollten, welche dem Timon ein Recht geben, bey ſeiner gelehrten Armuth ſtolz zu ſeyn, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechiſch noch Latein verſtehn, welche den Hektor für eine groſse Dogge halten, welche ſich einbilden, bündig zu denken, und doch nicht einmal wiſſen, in welcher Form ſie denken, welche bey aller dieſer Unwiſſenheit dennoch das prächtige Glück *genieſsen*, das nur der weiſe Timon genieſsen ſollte, wenn der Himmel gerecht, und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in ſeiner Armuth iſt Timon ſo muthig, daſs er mit dem Himmel und der Welt zankt; daſs er auf ſein Elend ſtolz iſt, von welchem er ſich nicht los zu wickeln weiſs.

Man glaube nur nicht, daſs Timon beſtändig ſo groſsmüthig gedacht hat. Der erſte Schritt, den er aus der Schule in die

die Welt that, war, seinen Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die itzo sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste, und ihren Verstand; zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor. Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofs; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, dass man über ihn spottete, und ihn mit seiner Weisheit zum Narren machte, (ein Weg, wel-

welcher zu ſeinem Glücke der nächſte hätte ſeyn können,) ſo verlieſs er murrend den undankbaren Hof, verſchloſs ſich bey ſeinem Pulte, fühlte ſeinen Hunger, aber auch ſeinen Werth, hüllte ſich alſo ſtolz in ſeine eigne Gelehrſamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn ſo nannte er diejenigen, deren Glück er beſungen hatte, und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm ſchwer an, etwas zu ſagen, was wider ſeine eigne Empfindung war; aber die fortdauernde Verachtung, und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu ſagen, hat es bey ihm ſo weit gebracht, daſs er ſich beredet, er eifre mit Ueberzeugung, und aus einer philoſophiſchen Groſsmuth. Nun iſt er bey ſeiner Armuth ſtolz, und verachtet alle diejenigen, welche im Anſehen und Ueberfluſse leben.

Dieſe Anmerkung iſt der wahre Schlüſſel zu den meiſten Satiren wider den Reichthum, und das Glück der Groſsen.

Diejenigen, welche reich geweſen, und durch verſchiedne Unglücksfälle arm geworden ſind, gehören auch zu denen, die wider

wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verlohren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äufsern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genofsen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so wie der Hafs eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Hafs eines gebohrnen Muselmanns.

Zu diesen beyden Exempeln von dem Muthe der Armen, will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu bor-

ten, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er ſich Mühe, ſich den nöthigen Credit durch eine ordentliche und eingeſchränkte Wirthſchaft zu erwerben. Es gelung ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beſtändig über ſchwere Zeiten, und die geringe Verlaſſenſchaft klagte, die er von ſeinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daſs er Schulden habe; allein er brauchte die Vorſicht, daſs er im Stillen borgte, und mit vielem Geräuſche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieſes öffnete ihm die Beutel ſeiner Freunde, ſeiner Clienten, und aller Wucherer. Nun fieng er an, ſeine Mienen zu ändern. Er verſchwendete mit groſser Pracht. Seine Freunde genoſsen ſeine Verſchwendung, und zogen ihren Beutel zurück. Seine Clienten zuckten die Achſeln, und verlohren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wuchrer drängten ſich zu ihm, und hofften bey ſeinem Untergange Beute zu machen, ſo wie etwan ein chriſtlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze ſeiner Geſetze, unglückliche Reiſende plündert, welche an ſeinem Ufer geſcheitert ſind.

Aber

Aber die Wuchrer haben an ihm
en Mann gefunden, der ihrer werth
t. Sie fordern ihr Geld; aber eher wer-
en sie den Proteus fest halten, als diesen
chuldner. Er empfängt sie mit offnen Ar-
en, oder er läfst sich auch verläugnen;
schmeichelt, er ist frostig; er bittet
reundschaftlich, er trotzt; er küst sie,
wirft sie auch wohl die Treppe herab;
zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch
en grosen Verlust; alles, wie er es
ach Beschaffenheit der Gläubiger, und der
eit für gut befindet. Nun weifs alle Welt,
ifs er ein Betrüger ist; aber für desto nö-
iger hält er es nunmehr, durch einen
verschämten Hochmuth sein schlechtes
piel zu verstecken. Er wirft sich mit
ner stolzen Miene in seinen vergoldeten
Wagen, und rollt durch die Gasen der
adt. Der ehrliche Handwerksmann, dem
den Wagen noch nicht bezahlt hat,
ickt sich demüthig vor seinem Wagen,
nd kaum wird er gesehn. Er fährt vor
em Laden des Kauffmanns vorbey, den er
voriger Messe um das reiche Kleid be-
og, das er itzt an hat. Der Kaufmann
tüst ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuld-
er lächelt ihn freundschaftlich an: denn

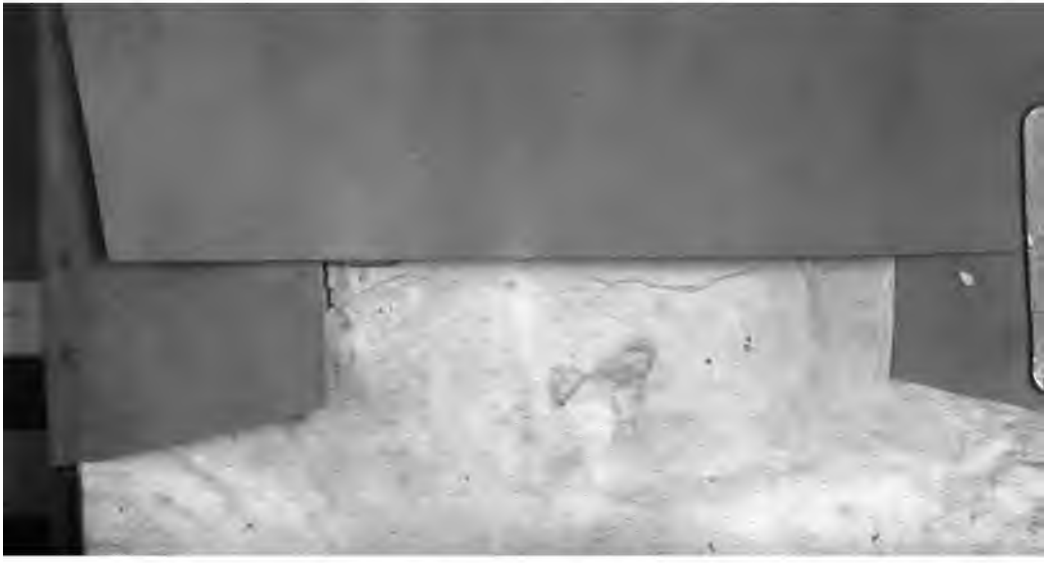
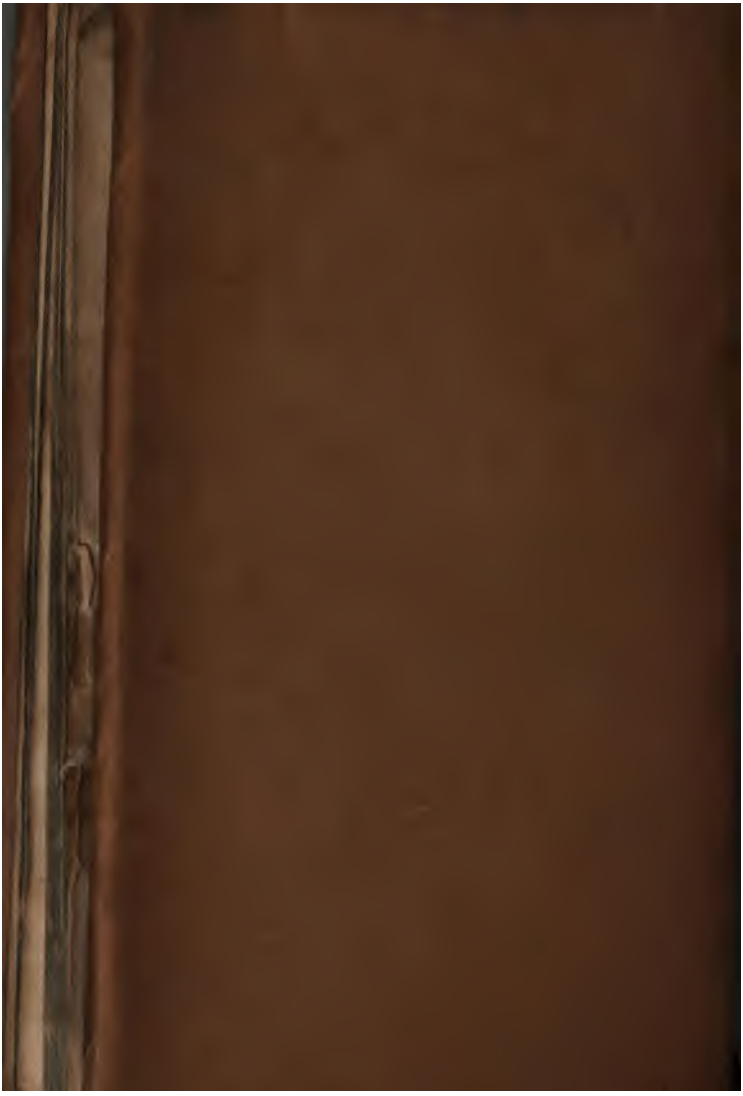
im [illegible]ftigen Monate iſt groſse Gala, und er braucht ein neues Kleid. In dieſem Augenblicke kömmt der Prinz gegangen. Unſer Hofmann ſpringt aus dem Wagen, küſst ihm die Hand, und ſagt ihm *eine* wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das ſieht der unzufriedne Kauffmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muſs man zur Kunde behalten. Er grüſst Seine Excellenz demüthig, und bedauert, daſs ſeine Waaren ihm gar nicht mehr anſtändig ſind. Dieſer eigennützige Wunſch wird endlich in Gnaden erhört, und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Verſicherung vom Schutze und hohem Wohlwollen gegeben. So muthig iſt dieſer Elende, welcher weit ärmer iſt, als ſein Bedienter.

Ich erinnere mich bey *dieſer* Geſchichte eines Geſetzes, welches, nach unſern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panſa, ſeinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am erſten Tage ſeiner Regierung hatte *er* wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Weſen dergleichen Schuldner ſind, welche durch ihre Perſon, und ihre Art

zu

S.H. Grimm inv. C.G. Guttenb. sc.

zu leben, dieſer Betrügere[illegible] ein[illegible]
rendes Anſehn zu geben wiſſen. Der
Handwerksmann verliert ſeinen nothdürftigen Unterhalt, und wird wider ſeinen Willen unter einer Laſt von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünſcht, weil er ein armer Handwerksmann iſt. Der Credit, welcher in einer Handlung ſo unentbehrlich iſt, verliert ſich, ſo bald es erlaubt iſt, ungeſtraft zu betrügen. Die Geſetze werden ſtumm, und endlich verachtet. Der groſse Sancho ſah dieſes, und ſtampfte dreymal mit ſeinen krummen Füſsen; und dreymal ſtrich er ſich zornig den Bart, und ſchwur bey der heiligen Hermandad, dieſes ſchändliche Geſchlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von ſeiner Inſel zu vertilgen. Er würde es gewiſs gehalten haben; aber dieſe Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr ſein Vorhaben; und die gröſsten Häuſer verſchworen ſich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotiſche Sancho muſste fliehen. Die Welt weiſs dieſe traurige Geſchichte ſeiner Flucht; mir iſt es zu empfindlich, ſie zu erzählen. Aber ich, als ſein Nachkomme, bin es ſeinem Andenken ſchuldig, das Project bekannt zu machen, das ich we-

[redacted]ſes rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daſs die Gläubiger eines ſolchen allgemeinen Schuldners aus der Caſſe des Landes bezahlt werden ſollten; aber dafür ſollten dieſe losgekauften Schuldner Knechte des Landes ſeyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Straſse aufzuſetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, dieſem, und wäre es auch der geringſte Handwerksmann, kniend die Hand küſsen, und ſeine Befehle erwarten.

So groſs mein Eifer für die Gerechtigkeit iſt, ſo nahe geht mir es doch, wenn ich an dieſes unglückliche Project gedenke. Ohne dieſes würde Sancho Regent geblieben ſ[redacted]. Seine Herrſchaft wäre ohne Zweifel erblich, ſeine Kinder würden Grandes und Biſchöfe geworden ſeyn, und ich - - - wenigſtens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor ſo kümmerlich zu nähren.